Kolonialpolitik und Christentum betrachtet mit Hinblick auf ...

Carl Gotthilf Büttner

Sammlung von Vorträgen.
Herausgegeben von
W. Frommel und Friedr. Pfaff.
XIII. 8.

Kolonialpolitik und Christentum

betrachtet

mit Hinblick auf die deutschen Unternehmungen

in

Südwestafrika.

Von

C. G. Büttner,

früherem Missionar in Damaraland.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1885.

Man abonniert auf einen Band von zehn Heften zum Preis von nur 4 Mark in jeder Buchhandlung. — **Einbanddecken** kosten für jeden Band 50 Pf. Der Preis eines elegant in Leinwand **gebundenen Bandes** ist 5 M.

Die Vorträge werden zu erhöhtem Preis auch einzeln verkauft.

Erschienen sind:

Band I. 1: **Kraft und Stoff.** Von Prof. Dr. **Friedr. Pfaff** in Erlangen. (60 Pf.) — 2: **Staat und Kirche nach Anschauung der Reformatoren.** Von Prof. Dr. **Heinr. Geffcken** in Straßburg. (60 Pf.) — 3: **Ueber den Einfluß des Darwinismus auf unser staatliches Leben.** Von Prof. Dr. **Friedr. Pfaff** in Erlangen. (60 Pf.) — 4: **Die Glaubwürdigkeit der Geschichte Jesu und das Alter der neutestamentlichen Schriften.** Von Konsistorialrat Dr. **A. Ebrard** in Erlangen. (80 Pf.) — 5: **Ueber den Wert des Lebens.** Von Prof. Dr. **C. Schaarschmidt** in Bonn. (60 Pf.) — 6: **Sklaverei und Christentum in der alten Welt.** Von Prof. Dr. **Th. Zahn** in Erlangen. (80 Pf.) — 7: **Die Päpste der Renaissance.** Von Prof. Dr. **Paul Tschackert** in Halle. (60 Pf.) — 8: **Die Gottesfreunde im deutschen Mittelalter.** Von Dr. **M. Rieger** in Darmstadt. (80 Pf.) — 9/10: **Ein Besuch der Galápagos-Inseln.** Von Dr. **Theodor Wolf,** Staatsgeologe der Republik Ecuador in Guayaquil. (1 M.)

Band II. 1: **Der Atheismus.** Von Prof. Dr. **C. Schaarschmidt** in Bonn. (60 Pf.) — 2: **Bilder aus dem Sevennenkrieg.** Von Konsistorialrat Dr. **A. Ebrard** in Erlangen. (80 Pf.) — 3: **Die Anfänge des Christentums in der Stadt Rom.** Von Lic. theol. **K. Schmidt** in Erlangen. (60 Pf.) — 4: **Die romantische Schule in Deutschland und in Frankreich.** Von Prof. Dr. **Stephan Born** in Basel. (60 Pf.) — 5/8: **Das Protoplasma als Träger der pflanzlichen und tierischen Lebensverrichtungen.** I/II. Vortrag: Die organische Zelle. Die Bildung der organischen Gewebe. III. Vortrag: Der Lebensträger. Von Prof. Dr. **J. v. Hanstein** in Bonn. (3 M.) — 9: **Der Turmbau zu Babel.** Von Divisionspfarrer **W. Haehnelt** in Berlin. (60 Pf.) — 10: **Ueber die Nachahmung von Naturstimmen in der deutschen Poesie.** Von Dr. **L. Jacoby** in Triest. (60 Pf.)

Band III. 1: **Die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger.** Von Kontreadmiral a. D. **R. Werner** in Wiesbaden. (80 Pf.) — 2: **Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst.** Von Prof. **A. Hauck** in Erlangen. (60 Pf.) — 3: **Goethes Stellung zur deutschen Nation.** Von Prof. Dr. **Arnold Schaefer** in Bonn. (60 Pf.) — 4: **Tod und Ewigkeit in den Liedern der Kirche.** Von Pfarrer **G. Schlosser** in Frankfurt a. M. (80 Pf.) — 5: **Darwins Großvater als Arzt, Dichter und Naturphilosoph.** Von Prof. Dr. **O. Zöckler** in Greifswald. (80 Pf.) — 6: **Der römische Bischof im vierten Jahrhundert.** Von Lic. theol. **Karl Hackenschmidt** in Jägerthal (Elsaß). (60 Pf.) — 7: **Schmerz und Weltschmerz.** Von Dr. **Alfred Bienengräber** in Zwickau. (60 Pf.) — 8: **Ueber gesundes und ungesundes Aussehen.** Von Sanitätsrat Dr. **P. Niemeyer** in Berlin. (60 Pf.) — 9: **Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel.** Von Prof. **Alfr. Kirchhoff** in Halle. (80 Pf.) — 10: **Die Börse und die Börsensteuer.** Von Dr. **Fr. Perrot** in Frankfurt a. M. (60 Pf.)

Band IV. 1: **Christentum und bildende Kunst.** Von Prof. **W. Frommel** in Heidelberg. (80 Pf.) — 2/4: **Siebenbürgen.** Reisebeobachtungen und Studien. Von Prof. **G. vom Rath** in Bonn. (2 M.) — 5: **Blücher.** Ein Charakterbild. Von Prof. Dr. **Theodor Schott** in Stuttgart. (60 Pf.) — 6: **Ueber die modernen Alpenreisen.** Von Prof. Dr. **G. Claß** in Erlangen. (60 Pf.) — 7: **Jeremia und seine Zeit.** Von Lic. Dr. **C. H. Cornill** in Marburg. (80 Pf.) — 8: **Stille Erdwinkel.** Reisebilder aus Italien. Von Diakonus Dr. **Rudolf Pfleiderer** in Ulm. (80 Pf.) — 9: **Herr Petter Daß.** Ein norwegisches Litteraturbild aus dem 17. Jahrhundert. Von Oberlandesgerichtsrat **L. Passarge** in Königsberg. (80 Pf.) — 10: **Die Sonntagsruhe vom hygieinischen Standpunkt.** Von Sanitätsrat Dr. **Paul Niemeyer** in Berlin. (60 Pf.)

Band V. 1: **Gott und die Naturgesetze.** Von Prof. Dr. **Friedr. Pfaff** in Erlangen. (60 Pf.) — 2: **Ueber den Unterstützungswohnsitz.** Von Regierungsrat **Aug. Luthardt** in Augsburg. (60 Pf.) — 3: **Karl Mez, der Vater der Arbeiter.** Ein deutsches Fabrikantenleben der Gegenwart. Von Dr. **Robert Koenig** in Leipzig. (60 Pf.) — 4: **Die Musik im Kultus der evangelischen Kirche.** Von Abt Prof. Dr. **L. Schoeberlein** in Göttingen. (80 Pf.) — 5: **Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans.** Eine deutsche Prinzessin am französischen Hofe. Von Prof. Dr. **Theodor Schott** in Stuttgart. (80 Pf.) — 6: **Das Recht der Individualität.** Von Oberkonsistorialrat Dr. **E. Riemann** in Hannover. (80 Pf.) — 7: **Ueber Gründung deutscher Kolonieen.** Von Prof. Dr. **Herm. Wagner** in Göttingen. (60 Pf.) — 8: **Ueber die klimatische Behandlung Brustkranker** mit besonderer Berücksichtigung von Meran. Von Sanitätsrat Dr. **P. Niemeyer** in Berlin. (60 Pf.) — 9/10: **Dante.** I. Sein Leben. II. Die göttliche Komödie. Von Dr. **M. Rieger** in Darmstadt. (1 M.)

Band VI. 1: **Die Bewegungen der Gegenwart im Lichte der christlichen Weltanschauung.** Von Hof- und Domprediger **A. Stöcker** in Berlin. (60 Pf.) — 2: **Goethes Faust nach seinem religiösen Gehalte.** Von Dr. **M. Rieger** in Darmstadt. (80 Pf.) — 3: **Arbeit und Arbeiter.** Von Dekan **O. Schwarzkopf** in Schwäb. Hall. (60 Pf.) — 4: **Die angelsächsische Herrschaft in England.** Von Prof. Dr. **Heinr. Geffcken** in Straßburg. (60 Pf.) — 5/6: **Die Religion der Arier nach den indischen Vedas.** Von Lic. theol. **L. Krummel** in Sandhausen. (1 M.) — 7: **Der Kapitalismus in der Gelehrtenwelt.** Von Prof. Dr. **Adolf Mayer** in Wageningen. (80 Pf.) — 8: **Joh. Albr. Bengel und seine Schule.** Von Stadtpfarrer **Friedr. Reiff** in Stuttgart. (80 Pf.) — 9: **Antike und christliche Weltanschauung in der Baukunst,** mit besonderer Berücksichtigung des Parthenon und des Kölner Domes. Von Prof. Dr. **Gustav Portig** in Hamburg. (80 Pf.) — 10: **Ueber Rafaels Schule von Athen.** Von Prof. Dr. **Arthur Richter** in Halle. (60 Pf.)

8.

Kolonialpolitik und Christentum

betrachtet

mit Hinblick auf die deutschen Unternehmungen

in

Südwestafrika.

Von

C. G. Büttner,
früherem Missionar in Damaraland.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg, 1885.

Vorwort.

Nachfolgender Vortrag, welcher ursprünglich für die Pastoralkonferenz in Königsberg bestimmt gewesen und dort vor einem größeren gebildeten Publikum gehalten ist, bildet eine Ergänzung zu meiner im gleichen Verlag erschienenen Broschüre: Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena. Während dort die Entwickelung von Handel und Kultur in Südwestafrika mehr historisch geschildert war, versuche ich es nun die ethische und moralische Bedeutung der neu beginnenden Kolonialpolitik vom Standpunkte eines christlichen Patrioten hervorzuheben.

Diejenigen, welche sich für die allgemeinen im folgenden berührten Fragen näher interessieren, möchte ich auch noch auf meine Broschüre: Die Kirche und die Heidenmission, Leipzig bei G. Böhme, weiter verweisen.

Ein Satz auf Seite 287 meiner Schrift: Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena ist von einzelnen anders, wie ich gemeint, aufgefaßt worden. Zur Vermeidung weiterer Mißverständnisse bemerke ich nun hier, daß mein dort genannter Freund Carl Ritter nur bis 1875 die Leitung der Missionshandelsgesellschaft in Afrika unentgeltlich und im Nebenamt geführt hat. Er ist nicht identisch mit dem später von mir erwähnten Chef der Handelsgesellschaft, dessen Namen ich ungenannt wissen will, unter dessen Regime der Niedergang genannter Gesellschaft stattfand. C. Ritter ist noch heute in Capstadt und Stellenbosch der Vertrauensmann der rheinischen, finnischen und Berliner Missionare.

Wormbitt (Ostpreußen), Ende Oktober 1884.

C. G. Büttner.

Thesen.

I.

Indem die kolonialen Unternehmungen unseres Reiches ir Südwestafrika wesentlich an die Arbeit der deutschen Missionar anknüpften, welche dort durch die Predigt des Evangeliums den Grund zur Civilisation gelegt haben, ist zugleich öffentlic ein gutes Zeugnis über den Erfolg der Mission abgelegt (Seite 275.)

II.

Koloniale Unternehmungen werden unserm deutschen Reich nur dann Segen bringen, wenn auch dem wildesten und un civilisiertesten Volke gegenüber dieselben christlichen Grundsätz der Gerechtigkeit und Treue aufrecht erhalten bleiben, welch unser Vaterland bis jetzt unter den übrigen Völkern so gro gemacht haben. (Seite 288.)

III.

Die Bestrebungen Deutschlands, unter wilden und heid nischen Nationen Kolonieen zu gründen, sind für alle gläubige Christen in unserm Vaterlande eine neue Anregung, ihr Missionspflicht treu zu erfüllen. (Seite 296.)

Kolonialpolitik und Christentum.

Jedermann erinnert sich noch der Überraschung, als vor Jahresfrist die ersten Nachrichten darüber durch die Zeitungen gingen, ein Bremer Kaufmann hätte irgendwo in Südafrika von irgend welchem Häuptlinge der Hottentotten einen Hafen und diverse hundert Quadratmeilen Landes gekauft. Die Verwunderung stieg, als man ferner vernahm, daß dieser Ankauf den Grund zu einer von den übrigen kolonialen Mächten unabhängigen deutschen Kolonie legen solle. Wer hatte in Deutschland sich bis dahin um Angra Pequena gekümmert? Und als man dann in den nautischen Handbüchern, welche auch über die äußerste Thule Auskunft geben müssen, nachschlug, was dort über jene Gegend zu finden sei, fand man, daß dort eine möglichst trostlose Beschreibung des neu erworbenen kolonialen Territoriums zu lesen sei: „weder Holz, noch Wasser, noch Vieh", heißt es im African Pilot 1884. II S. 223, „kann man in Angra Pequena haben. Der Anblick hier ist traurig und abstoßend; nur wüste Sandberge und Felsen sind zu sehen, ohne eine Spur von Vegetation." Was wollte der Kaufmann an einem solchen Punkte, wie konnte er von hier aus etwas unternehmen?

Und als man weiter nachzufragen begann, ergab es sich zur Verwunderung der allermeisten in Deutschland, daß in jenem wilden und wüsten Lande deutsche Missionare seit langen Jahren unter Mühen, Entbehrungen und Selbstverleugnungen jeder Art gearbeitet haben, daß bis weit hinein ins Innere Südafrikas auf ihren Stationen durch die Macht des Evangeliums allerdings eine gewisse Kultur hergestellt ist, und daß eben gestützt auf das bereits von der Mission Erarbeitete weitere kaufmännische und industrielle Unternehmungen auch in jenen Wüsten bedeutende Chancen des Gewinnes hätten. Die Art und Sitte der Eingeborenen ist im langjährigen Verkehr von den deutschen Missionaren nicht nur erkundet, sondern auch an vielen Stellen und in vielen Stücken zum besseren gewandt. Ihre Sprachen sind erforscht und erlernt. Die Kenntnis des Lesens und Schreibens, des elementaren Rechnens, der holländischen Sprache ist ziemlich weit verbreitet, ja selbst das Deutsche ist nicht mehr ganz bei den Hottentotten und Herero unbekannt. Das Bedürfnis nach Kleidern, Geräten und Werkzeugen, wie nach andern Erzeugnissen der europäischen Industrie, vom Schwefelhölzchen an bis zum Harmonium, ist bei den Eingeborenen erwacht, und, was nicht das geringste, auf jeder Missionsstation findet sich eine Reihe von Leuten, für deren Zuverlässigkeit eben ihre Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde eine ziemlich bedeutende Garantie abgiebt, da dort niemand ohne lange und genaue Prüfung in dieselbe aufgenommen wurde, und da das Auge der Gemeinde selbst darüber wacht, daß der gute Name der Christen aller Welt gegenüber bewahrt bleibe. Was dies bedeuten will, kann freilich nur derjenige völlig schätzen, welcher selbst Reisen in unbekannte Gegenden versucht und gefunden hat, daß fast die Hauptschwierigkeit solcher Reisen darin besteht,

unter der Zahl der Leute, welche dem Fremden ihre Dienste anbieten, die Zuverlässigeren von den Betrügern und Schurken zu unterscheiden. Dort in Südwestafrika kennt der Missionar seine Leute bereits, und der Reisende, welcher auf seinen und der Gemeindeältesten Rat in der Auswahl der Begleitung hören will, kann überzeugt sein, daß er so am sichersten fährt. Für Gegner der Mission, welche dieses nicht glauben möchten, könnte ich auf einen für sie wohl unverdächtigen Gewährsmann, den Feuilletonisten des Berliner Tageblattes in Nr. 366, 1884, hinweisen, welcher unter anderem folgendes von seinen Erlebnissen in Otyimbingue, der Station, auf der ich selbst gearbeitet, erzählt: „In den wenigen Tagen meines Aufenthaltes in Otyimbingue hatte ich mit dem Bruder des dortigen Häuptlings, der so zu sagen seine rechte Hand war, Freundschaft geschlossen, welche sich im Augenblicke meines Aufbruches recht bewähren sollte. Als er zur Verabschiedung herankam, faßte er den von mir gemieteten schwarzen Führer scharf ins Auge, worauf er mir bemerkte, daß ich jenen Mann entlassen und einen von seinen Leuten als Führer annehmen möge. Auf meine verwunderungsvolle Frage erklärte er mir, daß jener Führer durchaus unzuverlässig sei, ja, daß er mit Absicht darauf ausgehe, die Reisenden hinters Licht zu führen, um hinterher seinen eigenen Vorteil um so glänzender zu finden. Sofort beorderte er einen von seinen Leuten als Führer, und ich habe ihm diesen Beweis seiner Freundschaft hoch angerechnet." Nun wird jeder Sachverständige wohl einsehen, daß ein heidnischer natürlicher Herero „aus Freundschaft" zu einem fremden Reisenden wohl kaum seinem Volksgenossen das Geschäft verdorben haben würde. Vielmehr liegt die Sache so, daß jener erwähnte Elias Zeraua, einer unserer tüchtigsten und bewährtesten Ältesten, eben nur seine Christenpflicht an dem Landsmanne

seines Missionars erfüllen zu müssen geglaubt hat, und Herr S. kann versichert sein, daß nicht bloß er allein die Gewissenhaftigkeit jenes Mannes zu loben gehabt hat.

So waren mit einem Male die Augen Deutschlands auf ein fernes, weit von allem Weltverkehr gelegenes Missionsfeld gerichtet. Unbekümmert um den Spott und Hohn, mit dem in der Heimat jede Missionsunternehmung von nur zu vielen überschüttet wurde, unter den mannigfaltigsten Wechselfällen, welche die Arbeit in einem wilden und unerforschten Lande mit sich brachte, hatten die Brüder der rheinischen Mission auf Hoffnung gearbeitet, hatten unverdrossen immer von neuem auf das Wüste und Steinigte gesäet, hatten ohne irdischen Lohn zu erwarten unverdrossen weiter gearbeitet, bis das erreicht war, was jetzt vor aller Augen klar liegt.

Sie gestatten mir, daß ich Ihnen ganz im kurzen die Entwicklung der Missionsarbeit auf der Westküste Südafrikas schildere.

Bis vor fünfzig Jahren waren die Länder nördlich vom Oranjefluß den Europäern noch fast ganz unbekannt. Als dann durch die Züge des Missionars Schmelen, auch eines Deutschen, aber im Dienste einer englischen Missionsgesellschaft, und durch den englischen Reisenden Captain Alexander die ersten näheren Nachrichten über die Verhältnisse in Gr. Namaqua und Damaraland der civilisierten Welt mitgeteilt wurden, bereiteten sich bald einige junge unternehmende Sendboten der rheinischen Mission, Hugo Hahn, Kleinschmidt, Bam darauf vor von Komaggas in Kl. Namaqualand aus nach dem Norden vorzubringen. Anfangs des Jahres 1841 wurde dann auch von Seiten der rheinischen Missionsdeputation der förmliche Beschluß gefaßt, eine Mission in Gr. Namaqualand und Damaraland unter Hottentotten und Herero zu unternehmen.

Es war damals unter den Namaquahottentotten ein großer Fürst, Jonker Africaner, aufgestanden, welcher nur mit wenigen Leuten aus der Kapkolonie nach Namaqualand vordringend seinen Stammesgenossen, die von den nomadischen Herero von Norden her bedrängt wurden, zu Hilfe gekommen war. Durch die Feuerwaffen, welche er mitgebracht, gelang es ihm bald die Gegner niederzuwerfen, durch seine diplomatische Schlauheit, die einzelnen Stämme gegen einander zu verwenden. Bei ihm, der damals auf Windhock in der Nähe des Wendekreises wohnte, fanden die Missionare zuerst recht freundliche Aufnahme, und sie konnten sich ihr Arbeitsgebiet näher ansehen.

Es sind zwei durchaus verschiedene Rassen, mit denen die rheinische Mission nördlich vom Oranjefluß zu thun hat, einmal die gelben Namaqua, der letzte noch reine Überrest der früher so zahlreichen Hottentotten Südafrikas, nördlich von diesen die Herero, ein zur dunkelfarbigen Rasse der Bantuvölker gehöriger Stamm, außerdem giebt es dort mancherlei Mischlinge, welche im afrikanischen Holländisch Bastards genannt werden. Beide Rassen leben, durch die Umstände gezwungen, wesentlich als Nomaden, einzelne Fürsten, besonders unter den Herero, sind im Besitz fabelhaft großer Herden von Rindern, Schafen und Ziegen. Die politische Verfassung beider Völker erscheint auf den ersten Blick als eine durchaus patriarchalische. Doch sind die Fürsten, wenn man näher zusieht, nach allen Seiten hin gebunden; und wenn es auch keine geschriebenen Gesetze und Rechte giebt, Schrift war überhaupt dort früher unbekannt, so regelt doch die Volkssitte alles. Mag nun diese Volkssitte auch dem Patriarchen manche übernatürliche Macht beilegen, ist doch der Fürst zugleich auch der mächtigste Zauberer, und werden auch die Großen nach ihrem Tode als hilfreiche Heroen angebetet, so hat andererseits die Sitte der afrikanischen

„Wilden“ eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Forderungen der socialistischen und kommunistischen Ideen, welche in Europa von so mancher Seite als der Höhepunkt menschlicher Politik und Staatswissenschaft angepriesen werden.

Der Grund und Boden, sowie alle Naturerzeugnisse, Wasser, Gras, Holz, Wild sind völlig kommun; jeder nimmt, was er bekommen und verbrauchen kann. Das Erbrecht wird meistens, und jedenfalls wenn die nächsten Erben unmündig sind, durch das Familienoberhaupt resp. durch den Häuptling zum allgemeinen besten ausgeübt. Allerdings hat dieser dann auch für alle übrigen zu sorgen, sein Eigentum ist, soweit es nicht durch allerlei abergläubische Zauberceremonien geschützt ist, wesentlich aller übrigen Eigentum. Wenn auch direkt vor seinen Augen niemand etwas gegen seinen Willen nehmen und gebrauchen wird, so hört doch alle Kontrolle auf, sobald er den Rücken gewendet, und dem Häuptling gegenüber bleibt jeder Diebstahl der Stammesgenossen eigentlich straflos, ja wird kaum als Diebstahl angesehen. Sogar die Frauen sind bei den Heiden, wenigstens unter den sogenannten Gastfreunden kommun. Von einem Gottesdienste, der irgend welche moralische Wirkung ausüben könnte, ist bei den von der Mission unberührten Heiden nichts zu merken. Nur noch wie aus weiter Ferne tönen einige Gottesnamen in die Gegenwart hinein, welche davon Zeugnis ablegen, daß auch diese Wilden früher Monotheisten waren. Nur noch wenige jetzt unverstandene Ceremonien, welche zur Heilung der Kranken und zum Herbeizaubern des Regens von den Häuptlingen ausgeführt werden, legen Zeugnis davon ab, daß auch diese Stämme einst einen ausgebildeten Opferkultus hatten. Allerdings sind hievon nur die auf die Behandlung des Fleisches und der einzelnen Stücke der Opfertiere bezüglichen Sitten übrig geblieben. Aber

noch immer wird es beachtet, daß das fette Schaf ganz verbrannt werden muß, wenn man Regen herbeizaubern will, daß bei den Opfern, welche zur Heilung von Kranken geschlachtet werden, gewisse Teile nur von den Männern, gewisse Teile nur von den Frauen, gewisse Teile nur von dem Kranken selbst gegessen werden. Auch bei jenen „Wilden“ brennt das heilige Feuer ununterbrochen beim Hause des Patriarchen, sucht der Zauberer aus der Beschaffenheit der Eingeweide wie der römische Haruspex die Geheimnisse der Vergangenheit wie der Zukunft zu ergründen, und wie bei den alten Griechen läßt der Schauer ein Tier nach dem andern schlachten, bis die Zeichen so geworden sind, wie man sie gewünscht. Aber das alles sind für das Volksbewußtsein unverständliche Ceremonien geworden. Sonst besteht gegenwärtig nur der Kultus der verstorbenen Ahnen. Die Väter und Großväter, die Mütter und Großmütter werden auch in ihren Gräbern ebenso angerufen, wie sie im Leben die Zuflucht der Kinder waren. Ebenso wie wir in der Angst unseres Herzens: Ach Gott, ausrufen, ruft dort in Südwestafrika der Eingeborene sein: Mama! genau mit demselben Ausdruck und derselben Betonung wie unsere Kinder, selbst mitten im Gewühl der Schlacht. Und die Furcht vor den Toten und Gespenstern beherrscht alle Kreise so sehr, daß es die Eingeborenen fast als etwas Übernatürliches ansahen, wenn wir Missionare uns nicht fürchteten, selbst weite Strecken und an den Gräbern vorbei nachts allein zu gehen und zu reiten. Aber all solcher „Aberglauben“ hat ja bekanntlich auf die moralische Erziehung keinen Einfluß.

Wo keine Gottesfurcht ist, da gilt natürlich auch kein Eid noch Versprechen. Wenn die Herero auch bei der Trauermütze ihrer Mutter schwören, welche sie beim Begräbnis des Vaters trug, so wird doch bei niemand sein Zeugnis dadurch an Glaub-

würdigkeit gewinnen. So arbeitet vor Gericht jeder mit der Lüge, und es gehört nur zu den Notwendigkeiten des afrikanischen Lebens, daß man ohne weiteres niemand glauben kann, was er sagt, daß man ohne weiteres auf die Erfüllung keines Versprechens, keiner Zusage hoffen darf. So giebt es dort auch keinen staatlichen Zwang irgend einen Kontrakt zu erfüllen, irgend eine Schuld zum bestimmten Termine einzulösen. Jeder ist völlig frei im schlimmsten Sinne des Wortes, frei, aktiv wie passiv.

Es läßt sich leicht denken, wie bei einer solchen Verwilderung aller sittlichen socialen wie privaten Verhältnisse auch das schönste Land devastiert werden muß. Denn jeder nimmt, was ihm das beste erscheint, nimmt es so, wie es ihm im Augenblick die wenigste Mühe macht. Kein Urhottentotte würde sich auch nur einen Moment besinnen einen Obstbaum umzuhauen, um die Früchte recht bequem pflücken zu können. Niemand sorgt für die Zukunft, niemand arbeitet für das Allgemeine. Da müßte ja das Paradies bei einer solchen Behandlung zur Wüste werden. So ist denn auch Namaqua- und Damaraland vorläufig einer Wüste gleich zu achten, da die Natur gerade dort noch das erfreulichste Bild bietet, wo seit langer Zeit keine Menschen gewohnt haben. Allerdings scheint diese ganze Gegend von vornherein stiefmütterlich vom Klima bedacht, nur spärlich fallen die Regen und viele Monate hindurch glüht Tag für Tag vom wolkenlosen Himmel die tropische Sonne herab. Aber auch dort werden sich bei verständiger Behandlung die natürlichen Hilfsquellen des Landes mehr ausbeuten, die vorhandenen durch neu aufgefundene vermehren lassen. Und schon jetzt bietet das Land durch reichlichen Graswuchs, durch die weit ausgedehnten Buschwälder der verschiedensten Akazien und Mimosen, deren Schoten dem Vieh vortrefflichste Nahrung

abgeben, für die Viehzucht die günstigsten Bedingungen, soweit nicht direkte Devastation des Landes durch die Eingeborenen vorliegt. An sehr vielen Stellen lassen sich mit verhältnismäßig geringer Mühe Cisternen und Teiche künstlich anlegen, um das Gras des Landes durch Beschaffung neuer Tränkplätze so recht ausnutzen zu können. Wie oft haben wir Missionare nicht Überschläge gemacht, wieviel hier oder dort die Meliorierung der Trinkwasserverhältnisse kosten würde, und es bedauert, daß uns nicht die Mittel zu Gebote ständen, solche Bauten ausführen zu können. Wenn auch an Getreidebau und an Landwirtschaft nach deutscher Art dort nicht zu denken ist, so giebt es doch Stellen genug, wo die köstliche Dattel angepflanzt werden könnte um hunderttausende zu ernähren. Wenn auch nicht Weizen, Mais oder Reis, so könnte doch Kafferkorn wie im übrigen Südafrika so auch dort auf weiten Flächen reichlichst gebaut werden. Überdies liegen bereits jetzt an vielen Stellen die wertvollen Mineralschätze des Landes offenbar, und wer weiß, was sich noch sonst in dem Urgebirge vorfinden wird, das bis jetzt des Geologen Hammer kaum berührt, von dem so manche Quadratmeile vielleicht noch nie von eines Menschen Fuß betreten ist.

In einem solchen Lande und unter solchen Leuten hatten nun die Missionare zu arbeiten. Zunächst handelte es sich darum, die Sprachen der Eingeborenen zu studieren, ehe man mit ihnen über das Christentum reden konnte. Heut zu Tage, wo durch die geduldige Arbeit der Missionare in wenigen Jahrzehnten hunderte von Sprachen neu erforscht und schriftlich fixiert sind, wo durch die überraschenden Fortschritte der vergleichenden Sprachwissenschaft kaum noch eine menschliche Sprache übrig gelassen ist, die nicht mit Leichtigkeit zwischen bereits bekannte Familien eingeordnet werden könnte, ist es ja nicht mehr so

schwer ein neues Gebiet zu betreten und sich bald mit den Eingeborenen zurecht zu finden, wie die raschen Erfolge der Missionare am Kongo und an den großen Nilseeen beweisen. Aber damals, wo fast niemand wußte, wie und wo die zu erlernenden Sprachen anzufassen seien, war es noch unendlich schwierig, rein aus dem Munde der Eingeborenen zu erlauschen, wie das Gefüge ihrer Sprache eigentlich zu erklären sei. Überdies bietet gerade die Namaquasprache obendrein doppelte Schwierigkeit durch die ihr eigentümlichen, für uns Europäer so kurios klingenden Schnalzlaute, welche jedem, der sie zum ersten Male hört, so wunderlich erscheinen, als ob sie sich gar nicht schriftlich verzeichnen ließen.

Nichts desto weniger wurde rüstig an das Werk gegangen. Freilich hatte damals kaum jemand eine Ahnung, welche Schwierigkeiten sich der Missionsarbeit entgegenstellen würden.

Bei den zerrütteten politischen Verhältnissen der eingeborenen Stämme, wo niemand auf Treu und Glauben hin etwas giebt noch etwas thut, wo der politische Zusammenhang der Menschen nur durch die egoistischen Interessen der einzelnen bestimmt wird, ist natürlich der Stärkste der Beste; und nur die moralische Schlaffheit der Eingeborenen, welche dieselben, entnervt wie sie sind, selbst zum energischen Bösen unfähig macht, verhinderte fortgehend das Äußerste. Bald bemerkten die Missionare, wie sehr durch die fortwährenden kleineren und größeren Raubzüge der Hottentotten und der Herero wider einander und unter einander das Land in ewiger Unruhe blieb. Und dabei sahen sie, wie die augenblicklichen Machthaber, also vor allen Jonker Africaner, von ihnen ebenso wie von den jeweilig bis in diese Fernen hinausziehenden europäischen Hausierern erwarteten, daß sie eben alles gut heißen würden, was bei diesen

Raubzügen geschah, und daß sie ebenso wie jene dem Sieger zu der reichlichen Beute Glück wünschen, daß sie über die von den Häuptlingen wie von den Knechten verübten barbarischen Grausamkeiten hinwegsehen würden. Und als dann die Missionare auch den mächtigsten des Landes gegenüber zu diesem allen nicht still schwiegen, war natürlich die Freundschaft rasch am Ende, und sie waren in dem wilden wüsten Lande bald auf sich selbst angewiesen, so daß es schon eine Riesenaufgabe war, überhaupt im Lande bleiben und leben zu können.

Ich will Sie hier nicht mit einer langen Schilderung der Mühen jener ersten Missionare aufhalten, welche für ihren Lebensunterhalt faktisch Jahre lang fast nur auf die Jagd angewiesen waren, weil ihnen die Eingeborenen in Frieden kein Schlachtvieh verkauften, und weil sie den Räubern das geraubte nicht abnehmen wollten, weil die weite Entfernung von der civilisierten Welt eine Verproviantierung von dort her fast unmöglich machte. Da jede Arbeit am Hause und im Hause von den Missionaren selbst verrichtet werden mußte, so litten sie bald entsetzlich unter den klimatischen Verhältnissen. Gr. Namaqua- wie Damaraland bieten allerdings keine besonderen Gefahren für den, der sich schonen und dem Klima gemäß leben kann. Aber die Missionare, welche meist wenig nach dem Maß ihrer Kräfte fragten, wurden bald von der Hitze geschwächt. Waren sie erst einmal krank und angegriffen, so wirkten alle Schädlichkeiten doppelt verderblich auf sie ein. Da die spärlichen Mittel der Mission, zumal am Anfang, den Bau irgendwie entsprechender Wohnungen nicht erlaubten, so bürgerte sich auch in den Häusern und Familien der Missionare die ägyptische Augenkrankheit ein, von der fast alle Eingeborenen mehr oder minder ergriffen waren. Was konnte da geleistet

werden, wenn allen Familiengliedern jeder Lichtstrahl die fürchterlichsten Schmerzen bereitete[1]).

So war es kein Wunder, wenn der Bestand der Mission die ersten 25 Jahre hindurch öfters völlig gefährdet erschien, wenn so mancher invalide am Körper, mit zerbrochener Seele vom Kampfplatz weichen mußte. Ich erinnere hier z. B. an unsern lieben alten Missionar Rath, welcher, obwohl an den Folgen des Sonnenstichs und der Augenkrankheit leidend, doch noch einmal im Jahre 1861 nach Damaraland zu reisen versuchte, nachdem er seine beiden ältesten Töchter zur weiteren Erziehung nach der Kapstadt gebracht, der dann in der Nähe von Walfischbai Schiffbruch erlitt, weil die trunkenen Schiffsleute absichtlich mit dem Schiff auf den Strand jagten, und der dann in wenigen Augenblicken seine Frau und vier Kinder ertrinken sah, während ihn selbst die Wellen lebend ans Land spülten. Nichts desto weniger wurde die Arbeit immer wieder von frischen Kräften aufgenommen und auf immer neue Weise Gesetz und Evangelium den Eingeborenen nahe zu bringen gesucht.

Freilich erfuhr man bei dieser Arbeit nur zu gut, was es heißt, einen Menschen bekehren. Wenn irgendwo in der Mission, so hatten die Missionare dort in Südwestafrika Gelegenheit mit nüchternstem Blick ihre Arbeit ansehen zu lernen. Der Eingeborene ist ja leicht angeregt. Besonders dem Hottentotten mangelt es durchaus nicht an dem, was wir Gemüt nennen. Es war gar nicht so schwer, den Leuten ans Herz zu greifen; nachdem man sich ihnen erst verständlich machen konnte, sie soweit zu überzeugen, daß sie sich als Sünder be-

[1]) Näheres siehe in meiner Schrift: Das Hinterland von Walfischbai und Angrá Pequena. Ebenfalls bei C. Winter in Heidelberg.

kannten. Es war nicht so schwer ihnen nachzuweisen, daß die Verstorbenen und Begrabenen ihnen nicht helfen könnten, und daß sie besser thäten, sich an den lebendigen und ewigen Gott zu halten. Aber es kostete viele Mühe, und die mannigfaltigsten Entwicklungsstadien mußten durchgemacht werden, bis es hie und da einem und dem andern und dann allerdings immer mehreren aufleuchtete, daß der heilige Gott auch von heiligen Menschen geehrt werden wolle, und daß derjenige, welcher mit Lügen und Betrug umginge, nicht vor Gott bestehen könne. Da meinte dann wohl mancher, daß es ja wohl für die Weißen, für die Missionare nicht schwer sei, die Gebote Gottes zu erfüllen, aber sie selbst seien eben Kinder Hams, denen nichts Gutes möglich sei.

Dazu kamen noch so manche andere Hindernisse einer aufrichtigen Bekehrung. Jeder, der Christ werden wollte, war damit von dem in der Hand des Häuptlings befindlichen Familieneigentum und dem Familienerbe ausgeschlossen, weil er doch nicht mehr als Christ den Totendienst der Familie mitmachen konnte. Für die Vornehmen war es doppelt schwer, zum Taufunterricht hinzuzutreten; war doch die Polygamie und die dadurch ermöglichte Verschwägerung mit mehreren anderen vornehmen Familien fast noch das einzige Band, welches die Stämme trotz aller Eifersüchteleien zusammenhielt. Wurde doch die Freundschaft zwischen den Häuptlingen fast nur dadurch immer wieder besiegelt, daß sie die Fiktion eines gemeinsamen Vermögens auch durch die Gemeinschaft der Frauen bezeugten. So kostete es gerade den Vornehmen, welche anderswo in ihren Entschließungen freier zu sein scheinen als die Masse des Volkes, nicht unbedeutende Opfer von vornherein, wenn sie sich dem Christentume zuwandten. Dazu kam noch etwas, was den Eingeborenen eines Landes, wo man früher weder Schrift noch

irgend welches andere litterarische Studium gekannt, doppelt schwer werden mußte. Die Missionare verlangten, und gewiß nicht mit Unrecht, von den Taufkandidaten, daß sie auch lesen und schreiben lernen sollten, damit ein jeder Christ die heilige Schrift selbst in die Hand nehmen könne. So ist es wahrlich kein Wunder, wenn die Gemeinden nur ganz allmählich heranwuchsen.

Dennoch stieg der Einfluß des Evangeliums je länger je mehr. Nach langem Mühen, vielem Leiden, mannigfachen Enttäuschungen war es endlich im Jahre 1871 den Missionaren möglich geworden, sämmtliche bedeutenderen Häuptlinge der Herero und der Hottentotten zu bewegen, daß sie einen großen Frieden im Jahre 1871 schlossen, einen Frieden, wie ihn jene Gegenden wohl noch nie gesehen, und die ganze Kultur des Landes nahm einen neuen Aufschwung.

Nachdem nun sehr bald die Zahl der Stationen, soweit es die Mittel der rheinischen Missionsgesellschaften irgend erlaubten, vermehrt war, waren alle bedeutenderen Quellen, welche das ganze Jahr hindurch Wasser hielten, und wohin also die Nomaden immer wieder, wenigstens für kürzere Zeit zurückkehren mußten, mit Missionaren besetzt[1]). Eine lange Kette von einzelnen, aber planmäßig gruppierten Posten durchzog vom Oranjefluß bis zum 19. Grad südlicher Breite das Land. Da war Warmbad im Süden von Gr. Namaqualand, ferner im Centrum desselben die Gruppe von Bethanien, Bersaba, Keetmannshoop und Gibeon, wozu später noch Grootfontein kam. Weiter nördlich vermittelten Hoachanas und Rehoboth, wo sich

[1]) Demjenigen, welcher sich über die geographischen Verhältnisse der Missionsstationen orientieren will, möchte ich die von Merensky herausgegebene Specialkarte von Angra Pequena und Umgegend, Berlin bei S. Schropp, empfehlen.

aus der Kapkolonie ausgewanderte Bastards zu einer Art von republikanischem Gemeinwesen vereinigt niedergelassen hatten, die Verbindung mit dem nördlichen Damaraland. Hart an der Grenze desselben wohnte der Sohn jenes Jonker Africaner, Jan Jonker, obwohl seiner Macht beraubt, doch noch immer mit dem Überreste seiner Getreuen auf Windhoek, war es doch ein Paragraph jenes Friedenstraktates gewesen, daß auch er einen Missionar annehmen mußte. Dies wurde von den übrigen als die einzige Garantie ferneren friedlichen Verhaltens angesehen. In Damaraland selbst war quer durchs Land eine ganze Reihe von Stationen angelegt: Otyimbingue, Otyikango (oder Barmen), Okahandya (oder Schmelenshoop), Otyizeva, Otyosazu, alle unter den Herero, nur wenige Tagereisen von einander entfernt, so daß die Gemeinden sich durch allerlei Handreichung unterstützen konnten. Diese letzteren Stationen verkehrten mit der Außenwelt über Walfischbai, wo auch ein Missionsagent, schließlich auch ein Missionar stationiert wurde, während der Seehafen für die Stationen im eigentlichen Gr. Namaqualande Angra Pequena war und blieb. Weiter nördlich von der Schwachaublinie, war im Thal des Omaruruflusses eine neue Reihe von Stationen: Ameib unter einem versprengten Namaquastamm, Okombahe unter Bergdamara, ferner Okozondye und Omburo unter den Herero. Schließlich waren ferne im Norden Otyozondyupa unter den Herero und ferne im Osten Gobabis unter den Namaqua am Rande der Kalihari die äußersten Vorposten, gewissermaßen bereits die Anfänge von Missionsunternehmungen auf neuen Gebieten.

Es war somit ein Bereich fast so groß wie der preußische Staat unter den Einfluß der Mission gebracht, und überall konnte man es merken, daß es kräftig vorwärts ging. An einzelnen Stellen waren schon von früher her Kirchen gebaut,

jetzt wollten alle Gemeinden solche haben. Ich selbst habe in den 7 1/2 Jahren, welche ich in Damaraland zubrachte, der Einweihung von vier neuen Kirchengebäuden persönlich beigewohnt. Und was das bedeutungsvollste war, zu diesen Gebäuden, welche sich zwar nicht mit der Schönheit unserer deutschen Kirchen messen können, welche aber für die dortigen Landesverhältnisse ganz stattliche Gotteshäuser waren, war von Europa her so gut wie gar nichts beigetragen, höchstens daß die Glocken und die Altargeräthe von deutschen Missionsfreunden geschenkt waren, und daß der Missionar beim Bauen behilflich gewesen war. Alles übrige war von den Eingeborenen zusammengebracht. So war ich z. B. im Jahre 1880 bei der Einweihung der Kirche in Otyosazu. Dieselbe repräsentierte, ungerechnet den Wert des Grund und Bodens, sowie der Rohmaterialien, nach landesüblichen Preisen wenigstens einen Wert von 15000 Mark. Das Gebäude selbst war ohne Unterstützung von Europa her aufgeführt, und der Missionar hatte verhältnismäßig wenig selbst am Bau mitgearbeitet, da fremde gelernte Maurer hatten engagiert werden können. Und doch zählte die christliche Gemeinde am Orte selbst nur erst 34, dazu meist wenig wohlhabende Leute. Und wie waren die Baukosten zusammengekommen? Die Gemeindeglieder hatten nach Kräften persönlich ohne Lohn mitgearbeitet, neben ihren geringen Beiträgen hatten die umliegenden heidnischen Häuptlinge eine größere Anzahl Schlachtvieh zum Unterhalt der Bauenden geliefert und damit bezeugt, daß auch ihnen der Bau dieser Kirche nicht ganz gleichgültig sei. Ferner war beinahe ein Drittel der Baukosten durch eine allgemeine Kirchen- und Hauskollekte bei den übrigen Christengemeinden in Damaraland eingesammelt. Und überdies waren zu einzelnen schwierigeren Arbeiten, wie zur Aufrichtung des Daches eine Anzahl junger christlicher Männer

von den nächsten Stationen jener kleinen Gemeinde von Otyosazu persönlich zur Hilfe gekommen. So war der Bau in zwei Jahren begonnen und vollendet worden.

Ich möchte nicht, daß Sie um dieser einen Geschichte willen glauben sollen, daß nun auch alle übrigen kirchlichen und sittlichen Zustände der Christengemeinden in Damaraland dem Ideal entsprechende seien. Keineswegs. Aber das wird ja ein jeder zugestehen müssen, daß dergleichen Zustände immerhin einiges Charakteristische bieten. Und überdies war nicht nur diese eine Kirche in dieser Weise gebaut, auch die übrigen in Okozondye, Okahandya und Scheppmannsdorf waren in ähnlicher Weise zustande gekommen.

Es gelang ferner auf fast allen Stationen neben dem europäischen Missionar auch einen eingeborenen Lehrer zu stellen. Die Bildung derselben ist keine allzugeringe. Die Lehrer auf den hottentottischen Stationen sind z. B. der holländischen Sprache vollkommen mächtig und verstehen meist auch das Deutsche recht gut. Eine Anzahl geeigneter junger Leute wurden von mir selbst in dem Augustinumseminar in Otyimbingue zu Lehrern ausgebildet. Zum großen Teile wurden die Gehälter dieser Lehrer von den eingeborenen Gemeinden selbst aufgebracht. Es waren dies die ersten öffentlichen Steuern, welche in jenem Paradiese der Kommunisten von den Gemeinden zu Schulzwecken beschlossen und ausgeschrieben wurden. Und ich bemerke hierbei, daß keinerlei Staatsgewalt in Damaraland diese Steuern eintrieb, und ebensowenig besaßen die Missionare selbst irgend welche äußere Gewalt dazu. Ferner halfen auf jeder Station mehrere Älteste, erprobte christliche Hausväter, die Aufsicht über die Gemeinden ausüben, und in Notfällen die Gottesdienste halten. Als z. B. im Jahre 1874 fast alle Missionare und meist auf länger als ein Vierteljahr zu der

Generalkonferenz in Bethanien sich aus Damaraland entfernt hatten, sind dennoch auf allen Stationen die Gottesdienste durch die Ältesten ohne alle Unterbrechung fortgeführt worden. In der allerletzten Zeit hat freilich der Tod unter unsern alten Vertrauensmännern gerade die tüchtigsten hinweggenommen. Salomo Kaunario und Wilhelm Kamaharero, der Sohn des Oberhäuptlings aller Herero, sind in der Verteidigung der Missionsstationen gegen hottentottische Raubzüge als Sieger gefallen, Männer von denen ein jeder mit vollster Hochachtung sprechen mußte. Aber wenn solche Männer schon aus der älteren noch heidnischen Generation hervorgehen konnten, warum soll nicht die neu heranwachsende christliche Jugend ähnliche hervorbringen. Daß überdies die alte Art auch noch lange nicht ausgestorben ist, beweist der zu Anfang erwähnte Elias Zerana.

Freilich ist ja durch die Intriguen der englischen Händler und Diplomaten der Rassenkrieg wieder im Jahre 1881 ausgebrochen und das schöne Bild stetigen Fortschritts, dessen man sich von 1871—1881 erfreuen durfte, dadurch in manchen Zügen verändert worden. Pessimisten glaubten im Anfang nunmehr alles von neuem in Frage gestellt. Aber man merkte doch bald, daß die alten Zeiten dahin waren. Zwar wurde das Missionswerk auch diesmal durch die Unruhen arg geschädigt. Auch die Missionare erhielten schwere Verluste an ihrem Privatvermögen. Manche Stationen wurden zeitweilig fast von allen Einwohnern verlassen und selbst die Missionare sahen sich gezwungen einzelne Punkte wieder aufzugeben. In den Gefechten erhielten die Christengemeinden schwere Verluste, wie vorhin erwähnt, da auch in Damaraland der Krieg die Besten verschlingt. Nicht wenige der Getauften verwilderten in dem Kriegsleben. Aber nachdem die erste Aufregung sich

gelegt, wurde es immer deutlicher, wie der eigentliche Kern doch standhielt. Schon im vierten Jahre geht der Krieg offenbar seinem Ende zu, auf vielen Stationen ist fast gar nichts mehr davon zu spüren. Da auf beiden Seiten von den Missionaren wie von den Verständigeren unter den Christen zum Frieden geredet wird, auch die Raubzüge, nunmehr nur noch von einer kleinen Minorität der Hottentotten unternommen, regelmäßig unglücklich verlaufen, so ist eine baldige Herstellung völligen Friedens in Südwestafrika sicher zu erwarten.

Sonach haben die kolonialen Unternehmungen, welche von Deutschland aus auf Namaqua- und Damaraland gerichtet wurden, zur allgemeinen Verwunderung dort nicht mehr die wilden und uncivilisierten Zustände vorgefunden, welche die öffentliche Meinung Deutschlands im allgemeinen bei den Ureinwohnern von Innerafrika voraussetzte. Soviel die Zeitungen von Lüderitz und Angra Pequena berichten, nirgends liest man, daß er mit den Eingeborenen in Konflikt gekommen ist. Alles, die Verhandlungen mit den Häuptlingen, die Reisen der Agenten des Hauses Lüderitz, geht ganz, wie in einem civilisierten Lande vor sich. Es sind christliche Häuptlinge, mit denen die Verträge abgeschlossen werden, christliche Hottentotten, die das Haus Lüderitz für ihre mannigfaltigen Untersuchungsarbeiten engagiert, und es geht in Gr. Namaqualand alles so zu, wie wir es kaum in Polen und in Rußland vermuten möchten. Das Land hat, was auch im einzelnen gesagt werden mag, einen civilisierten und christlichen Charakter angenommen. Das bezeugen alle Thatsachen, und alles zusammengenommen giebt gewiß kein zu verachtendes Zeugnis für die Thätigkeit der Mission ab.

40 Jahre lang hatten die rheinischen Missionare in Südwestafrika gearbeitet, weit ab von allem Weltverkehr. Nur selten kam ein Bericht über ihre Arbeit in die große Öffent-

lichkeit, und diese Berichte der Reisenden widersprachen sich oft genug. Einzelne Reisende, wie etwa der Schwede Anderson, lobten die Missionare und ihre ausdauernde, geduldige und treue Arbeit. Andere wieder, wie z. B. der bekannte Dr. Theophilus Hahn konnten nicht Spott und Hohn genug finden, um die Missionare zu beschimpfen, nicht Anklagepunkte genug, um sie zu verdächtigen. Wer sollte über die Wahrheit entscheiden? Natürlich fand sich das deutsche Publikum zwischen diesen widersprechenden Urteilen so zurecht, daß ein jeder sich auf diejenige Seite stellte, welche seine alten Voraussetzungen über die Missionare und deren Thätigkeit bestätigte. Eine unparteiische Entscheidung schien unmöglich. Seitdem nun aber die Zustände in Gr. Namaqualand und Damaraland uns Deutschen so nahe getreten sind, kann nun wohl ein jeder selbständig beurteilen, was die Missionare erarbeitet haben und selbstständig sein Urteil fällen. Ich denke, die Mission wird dabei nicht schlecht wegkommen, und es wird sich nun herausstellen, auf welcher Seite die Wahrheit ist.

Es liegt hier vor mir ein Bericht der Weser-Zeitung über das Unternehmen von Lüderitz, offenbar nach guten Informationen, ein Bericht, der ganz oder doch wenigstens auszugsweise durch einen großen Teil der deutschen Presse wiederholt worden ist. Es wird darin über eine Unterredung berichtet, welche Herr Lüderitz mit dem kolonialen Sekretair der Kapkolonie Mr. Bower am 19. Februar dieses Jahres in Kapetown gehabt hat. Mr. Bower behauptete in dieser Unterredung, England hätte ganz gutes Recht dabei, daß es Angra Pequena und Umgegend annektieren zu können meinte, denn die in jener Gegend wohnenden Hottentotten seien eben Wilde, Savages, deren Land ohne weiteres von jeder civilisierten Macht in Besitz genommen werden könnte. Darauf hin bemerkte Herr

Lüderitz, welcher wie bekannt selbst Gr. Namaqualand bereist hat, dem englischen Beamten ganz offen: Seiner Meinung nach seien jene Hottentotten von Bethanien durchaus keine „Wilden“ mehr, da sie ja dort seit 40 Jahren von den rheinischen Missionaren unterrichtet wären.

Meine Herren! Der Herr Lüderitz behauptet nicht bloß so in einer Unterredung an sicherem Orte, nein er handelt auch danach. Ohne Furcht sendet er seine Gelehrten, seine Kaufleute, seine Handelsgüter zwischen diese „Wilden“. Er weiß, daß er dort weiteren Schutz nicht nötig hat, und in demselben Sinne redeten die Vertreter der Reichsregierung bei den bezüglichen Verhandlungen im Reichstage. Ich betone nochmals, daß damit nicht gesagt sein soll, daß nun dort unter den Christen in Gr. Namaqua- und Damaraland ideale Zustände herrschen; diese herrschen bekanntlich auch nicht in Deutschland. Aber jedenfalls bezeugen alle Thatsachen, welche von dort her bekannt werden, daß auch dort das Evangelium soviel gewirkt hat, wie man nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur erwarten konnte, daß dort unter den Hottentotten und Herero durchaus nicht mehr die Zustände herrschen, welche man dort wohl hätte erwarten können. So muß denn allerdings die Mission, welche in stiller Arbeit solches innerhalb eines Menschenalters zu Wege gebracht, doch wohl etwas ausgerichtet haben, und ich glaube nicht zuviel behauptet zu haben, wenn ich in meiner ersten These sagte:

Indem die kolonialen Unternehmungen unseres Reiches in Südwestafrika wesentlich an die Arbeit der deutschen Missionare anknüpfen, welche dort durch die Predigt des Evangeliums den Grund zur Civilisation gelegt haben, ist zugleich öffentlich ein gutes Zeugnis über den Erfolg der Mission abgelegt.

Indessen hat die Sache mit Angra Pequena nicht bloß Beziehung auf die Vergangenheit; fast bedeutsamer für **uns** ist das, was in der Zukunft aus dieser Angelegenheit herauskommen wird, ja herauskommen muß, und wie **wir** uns zu stellen haben, damit die kolonialen Unternehmungen, wie sie glücklich begonnen sind, auch glücklich fortgeführt werden. Denn darüber ist ja doch bei niemand, weder in noch außer Deutschland ein Zweifel, daß mit der officiellen Aufpflanzung der deutschen Flagge an mehreren Stellen der afrikanischen Westküste ein sehr wichtiger Wendepunkt in der Entwicklung unseres deutschen Reiches eingetreten ist, dessen Erinnerung wohl immer mit dem Namen Angra Pequena verknüpft bleiben wird. Zum ersten Male wird es von dem neuen deutschen Reiche versucht, eine eigene energische koloniale Politik einzuleiten, und wir müssen weit zurückgehen, um ähnliche Unternehmungen eines deutschen Staates von der Geschichte verzeichnet zu finden. Wie die alten Hansen vor vielen Jahrhunderten, allerdings auf die engen Kreise der nordischen Meere beschränkt, ihre Kolonieen weit hinausschoben, Kolonieen, welche freilich bei der Zerfahrenheit des Reiches in sich selbst später doch meist nur den slavischen Völkern Gewinn und Stärkung brachten, so daß nur unser Preußen, und auch dieses durch wie viel Nöte hindurch, dem deutschen Reiche erhalten blieb; wie der große Kurfürst, mit seinem weitausschauenden Blicke seiner Zeit vorauseilend, mit den Negerkönigen Afrikas Verbindungen anzuknüpfen suchte, so wird auch jetzt, hoffentlich mit besserm Erfolge, von neuem versucht, dem deutschen Reiche selbständige Kolonieen zu gewinnen.

Freilich zog ja schon lange ein Überschuß der deutschen Volksmenge, allerdings darunter so manche verlorenen Söhne, aber doch im ganzen eine stattliche Fülle von Kraft, Intelligenz und Kapital repräsentierend, aus den engen Grenzen des Vater-

landes hinaus über das Meer. Aber die Misere der Zeit brachte es mit sich, daß jeder Deutsche, welcher durch seine Unternehmungslust getrieben oder durch die Verhältnisse gezwungen, sich in der Ferne ein neues Arbeitsgebiet suchte, für das Vaterland verloren war, was sich schon äußerlich dadurch dokumentierte, daß er kaum anders als mit einem Auswandererpasse auf längere Zeit von Hause fortziehen konnte. Sobald er den Grenzpfahl hinter sich hatte, war er aus dem Schutze des Vaterlandes entlassen, und leider nur zu oft beeilte er sich, die Sitte, ja selbst die Sprache seiner Nation gegen das Fremde einzutauschen. Ist es ja eine so vielen Deutschen anhaftende unselige Gewohnheit, alles fremdländische für etwas Besseres zu halten als das Beste des eigenen Landes und alles, „was nicht weit her" ist, von vorneherein mit einer Art von Verachtung zu bespötteln. Die Fremden wußten freilich meist ganz gut, die deutsche Genügsamkeit, die deutsche Arbeitslust und Arbeitskraft zu schätzen, und sie haben sich redlich bemüht von dem deutschen Element als „Kulturdünger" in ihren Kolonieen reichlichsten Nutzen zu ziehen.

Jetzt soll das anders werden. Das deutsche Reich will nunmehr seine Angehörigen, auch wenn sie in die Ferne wanderten, nicht ohne weiteres den übrigen Kolonialmächten zur Ausbeutung überlassen. Wie die Vorgänge in Angra Pequena, in Kameruns und an der Sklavenküste beweisen, ist es offenbar geworden, daß unsere Regierung unter dem Beifall der überwiegenden Mehrheit unseres Volkes nunmehr entschlossen und bereit ist in Unterstützung der von einzelnen thatkräftigen Angehörigen unseres Reiches begonnenen kolonialen Unternehmungen eine koloniale Politik einzuschlagen.

Mit dieser neuen Wendung der politischen Ziele unseres Reiches treten aber auch neue Aufgaben vor den Gesichtskreis,

denen gegenüber es doch wohl auch dringend not thut, sich vor allem auf diejenigen moralischen Regeln zu besinnen, welche uns unser Christentum für solchen Fall vorschreibt. Ein jeder, der berufen ist durch seine Bildung und durch sein Amt, auf der Warte der Zeit zu stehen und durch offenes freimütiges Wort die öffentliche Meinung an Gottes Willen zu erinnern, hat sowohl das Recht, wie die Pflicht darüber nachzudenken und zu verhandeln, wie es geschehen kann und muß, damit diese vor unsern Augen neu beginnende koloniale Bewegung unserm Volke zum Segen und nicht zum Schaden gereiche. Gerade der Umstand, daß wir dort in Südwestafrika das Wort Gottes, Gesetz und Evangelium, die politischen Verhältnisse barbarischer Nationen aus der Unruhe zum segensvollen Frieden verändern sehen, muß uns doppelt ermahnen, bei der Weiterführung der eigenen Politik neuen Zielen zu, die ewigen Grundlagen eines segensvollen Gedeihens nicht vorschnell aus dem Auge zu lassen.

Denn diese neue Entwicklung bringt natürlich ihre eigenen Versuchungen und Gefahren mit sich, von denen manche schon jetzt offenbar geworden, vor denen uns die Geschichte anderer kolonialen Mächte wohl warnen kann, auch ganz abgesehen von grobem Gründungsschwindel, an welchen ängstliche Gemüter immer zuerst, unmoralische nur allein zu denken pflegen.

Es ist Ihnen gewiß nicht unbekannt, daß so manche warme Missionsfreunde, denen es doch nur erwünscht sein sollte, daß Deutschland in immer engere Verbindung mit den heidnischen Ländern kommt, den neuen kolonialen Unternehmungen durchaus nicht hold sind. Und bei dem Übereifer, mit welchem die koloniale Sache jetzt in so vielen Kreisen Deutschlands auch von unberufenster Seite forciert wird, fangen die Vernünftigen überall bereits an, sehr zur Beruhigung zu reden. Nicht mit

Unrecht erheben die Fachzeitschriften, welche wie der „Export“ doch ausdrücklich die Förderung der handelspolitischen Interessen auf ihrem Programm haben, bereits warnende Stimmen. Letzterer brachte jüngst einen eigenen vortrefflichen Artikel über das jetzt herrschende Kolonialfieber, und wie so viele Unverständige meinen, es sei genug, wenn man sich mit der nötigen Unverschämtheit ausrüste, um Kolonieen zu erwerben, zu bewirtschaften, zu behaupten. Schon träumen sich viele in den abenteuerlichen Kostümen, welche sie als Quartaner und Tertianer auf den bunten Bildern ihrer Indianer- und Flibustierromane bewunderten. Und der „Export“ hat nicht Unrecht, wenn er die Art so mancher, welche sich für koloniale Unternehmungen „begeistert“ haben, folgendermaßen verspottet: „Wenn Krempelstiefel und Schlapphüte, ein an der Hüfte verstohlen kokettierender Revolver, großer, größerer und größester Durst, sowie ein großes Maul den deutschen Kulturpionier ausmachen, dann möge England auf der Hut sein, seine Kolonialreiche werden zittern, vom Tafelberg bis zum Nil wird ein Schrei des Entsetzens sein“. Und das sind nicht bloße Phantasieen. Wer es selbst gesehen hat, was Europa und auch Deutschland für „Kulturpioniere“ bis unter die Wilden hinausspült, muß allerdings für dasjenige Missionsgebiet ernstlich zu fürchten beginnen, wohin ein stärkerer Zufluß solcher Gesellen in Aussicht steht.

Freilich können wir wohl versichert sein, daß sowohl die verständigen Kaufherren, welche jetzt an der Spitze der kolonialen Unternehmungen stehen, ebensogut wie diejenigen Organe unserer Regierung, welche mit dem Kolonialwesen zu thun haben oder zu thun haben werden, nach Kräften bemüht sein werden, alle Ausschreitungen einzelner Individuen möglichst zurückzuhalten, wie denn ja auch der Gedanke von Errichtung von Verbrecherkolonieen in Westafrika, welcher von der fremden Presse

unserer Regierung untergeschoben wurde, möglichst energisch zurück gewiesen ist. Immerhin wird aber auch jeder einzelne verständige Christ an seiner Stelle und in seinem Kreise es bei jeder Gelegenheit zu betonen haben, daß koloniale Politik und koloniale Unternehmungen durchaus nicht identisch sind mit abenteurenden Irrfahrten ins Blaue hinein, daß das Schlaraffenland noch immer nicht geographisch fixiert ist, sondern daß wie hier zu Lande, so überall in der Welt nur durch Strenge gegen sich selbst und geduldigsten Fleiß etwas Erkleckliches erreicht werden kann, daß die Welt der Wirklichkeit eben auch in Afrika, Asien und Amerika doch etwas anders aussieht, als wie dieselbe in den Robinsonaden und Indianerromanen von phantastischen Ignoranten geschildert wird. Nicht durch das Überschäumen jugendlicher Waghalsigkeit, sondern durch geduldige Klugheit, welche wohl weiß, daß wilder Boden erst durch harte Arbeit kulturfähig gemacht werden muß, ehe derselbe reichliche Ernten tragen kann, werden Kolonieen gewonnen und erhalten. Speciell die neuerdings vielgenannten afrikanischen Gebiete, Namaqualand und Damaraland sowohl, wie die Sklavenküste, werden noch viel, sehr viel Arbeit, sehr viel Geduld, sehr viel Betriebskapital erfordern, ehe sie den reichlichen Ertrag bringen werden, den sie dem verständigen und fleißigen Arbeiter versprechen. Schade wäre es, wenn irgend einer unserer Landsleute durch phantastische Träume betrogen und in Afrika das Paradies zu finden wähnend, an seinen eigenen Thorheiten zu Grunde gehen sollte und wenn hernach für dies alles der Anregung der kolonialen Sache die Schuld beigemessen würde.

Doch nicht bloß den Einzelindividuen drohen neue Gefahren, wenn sie sich durch ihre falsche Auffassung des kolonialen Gedankens auf Irrwege leiten lassen. Die Erfahrung lehrt

es, daß der Beginn einer kolonialen Politik auch für das ganze Staatswesen große Gefahren mit sich bringt, und dieselbe Erfahrung bestätigt es, daß diejenigen Mächte, welche bis jetzt Kolonieen von größerem Umfang erworben haben, von den Karthagern und Römern an bis auf die Mächte unserer Tage, nicht imstande gewesen sind, solche Gefahren zu vermeiden. Deshalb muß es auch immer wieder betont werden, daß auch Deutschland, wenn es die Bahn einer kolonialen Politik bestreitet, nicht vorsichtig genug vorgehen kann, vorsichtig nicht bloß im Sinne einer politischen Klugheit, welche sich nicht über ihre Kräfte hinaus in Verlegenheiten verwickeln läßt, sondern vor allem im Sinne einer göttlichen Gerechtigkeit, welche ein reines Gewissen für die höchste Stärke auch der Staatsmänner ansieht. Sonst könnte auch Deutschland bald, wie die übrigen sich auf eine Bahn gedrängt sehen, auf der darnach kein Halten mehr ist. Wird doch kein Staat dadurch wirklich mächtiger, wenn er seine Grenzen unbekümmert um die Rechte anderer in unbegrenzte Fernen ausbreitet. Und überdies haben wir das Wort des Herrn, welches kein Kolonialpolitiker außer acht lassen sollte, das Wort: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.

Die koloniale Politik bringt, wie die Dinge nun einmal liegen, einen mächtigen, kräftigen, auf hoher Bildungsstufe stehenden Staat in den engsten Verkehr mit ohnmächtigen, ungebildeten, ihm gegenüber fast wehrlosen Stämmen sogenannter „Wilden“. Nun ist bekanntlich nichts schwerer, als daß ein Starker dem Schwachen, ein Kluger dem Thörichten, ja selbst, daß ein Frommer dem Gottlosen gegenüber völlig die Wege Gottes einhält. Eben die relative Freiheit des Handelns, die bei solchen Gelegenheiten dem überlegeneren Teile zufällt, enthält

vielfache Versuchungen, dieselbe zu mißbrauchen, und es ist eine alte Wahrheit, daß nichts schwerer ist, als sich selbst zu beherrschen, zumal wenn man es, wie die Leute sagen, nicht nötig hat. Nun giebt es aber gewiß nichts Gefährlicheres für den Bestand der Kraft, als wenn der Mensch verlernt, sich selbst in der Gewalt zu haben, mögen auch sonst seine Reichtümer und Machtmittel noch so sehr zunehmen. Und was von dem einzelnen gilt, gilt auch vom ganzen Volk. So ist Amerika mit all seinen Reichtümern nur das Grab der spanischen Macht geworden, Holland ist ebenso wie Portugal durch die Schätze Indiens wohl reicher aber nicht mächtiger geworden. Und was wir heute an England sehen, zeigt uns von neuem alle Gefahren, die ein koloniales Weltreich mit sich bringt.

Es ist ja für England so bequem, seine jüngeren Söhne in Afrika und Indien als Beamte, Ingenieure, Prokuristen größerer Handelshäuser, Ärzte unterzubringen. Die Misere einer Überproduktion geistiger Kräfte, welche uns in Deutschland scheinbar den Atem benehmen will, die die Kinder gerade der besten Stände von frühester Jugend an in das Sklavenjoch moderner Verstandesdrillung spannt, die jeden, der vorwärts kommen will, 12—15 Jahre, wenn nicht länger, an die Schulbank fesselt und dann hinter her doch nicht einmal für eine der aufgewandten Arbeit und den Erziehungskosten entsprechende Stellung Bürgschaft leistet, die kennt man in England nicht, wo ein koloniales Reich, zwölfmal so groß wie das Mutterland mit Intelligenz versorgt werden soll. Unter den Blinden ist der Einäugige König, und derjenige, welcher bei uns das Abiturientenexamen mit Mühe passieren würde, schreibt dort sein M. A. (magister artium) stolz auf die Visitenkarte und gilt, zumal in Südafrika und Indien, bereits für einen ganz passabeln Gelehrten. Nimmt man hinzu, daß die englische

Regierung in den ausgedehnten Teilen der Kolonieen, wo nicht allzugroße Auswahl an europäischen Kräften ist, mit dem vorlieb nehmen muß, was sich anbietet, resp. angeboten wird, so sieht man leicht, wie sehr damit dem Protektionswesen und dem Nepotismus Thür und Thor geöffnet ist. Wer dort einmal so hochgestellt ist, daß er einen gewissen Überblick davon hat, wo die nötigen Kräfte fehlen, wird seine Söhne und Neffen sehr rasch irgendwo in der Welt als Sekretär und Kommis unterbringen können; und wenn dieselben sich auch vielleicht bald in Afrika oder Kanada unmöglich gemacht haben, so hindert niemand, sie gerade deshalb in Indien auf noch einträglichere Stellen zu versetzen, mit der Annahme, daß sie nun durch ihre Erfahrungen schon etwas mehr gewitzigt sind. Wer das englische Beamtenwesen in den Kolonieen auch nur ein wenig näher angesehen hat, weiß wie es gemacht wird, um die jungen Leute, auch wenn sie weder ein Übermaß an Gelehrsamkeit noch an Geschäftsroutine besitzen, doch in die Reihe der gut besoldeten Beamten hineinzubringen. Und wo einmal die Clique regiert, wird sie schon dafür sorgen, daß das Cliquenwesen nicht so leicht ausstirbt. Es ist aber selbstverständlich, daß jede Verschlechterung des Beamtenwesens in den Kolonieen ganz notwendiger Weise auch auf den Zustand aller Regierungsorgane daheim zurückwirken muß, und sobald man sich einmal daran gewöhnt hat, eine gewisse Art von Kräften für gut genug in Indien und Afrika anzusehen, wird es unmöglich sein, diejenigen, welche man für das Mutterland selbst benötigt, auf der wünschenswerten aller Konkurrenz gewachsenen Höhe zu erhalten.

Ähnlich wie mit den Organen der Civilregierung geht es auch mit dem Soldatenstande. Es wird von den Sachkennern ja immer wieder behauptet, und die Erfahrung giebt

ihnen unzweifelhaft recht, daß es keine schlechtere Schule für einen Soldaten geben kann, als das Fechten mit Barbaren und Wilden in den Kolonieen, und daß jede Armee, wenn sie sich nicht selbst in der strengsten Zucht wie auf dem Exercierplatze zu halten weiß, nur allzuleicht in solchen Kriegen verlottert und verwildert. Und dieses nicht sowohl deshalb, weil dem Barbaren gegenüber die rein militärischen Tugenden der Tapferkeit und Vorsicht weniger zu beachten wären, als vielmehr dadurch, daß die barbarische Fechtart des Gegners so leicht dazu hinreißt, in ähnlicher barbarischer Weise mit Repressalien zu antworten, und weil der Soldat nur zu leicht ein Recht zu haben glaubt, uncivilisierten Gegnern gegenüber die Pflichten vernachlässigen zu können, welche ihn Gesetz und Sitte in Europa zu beobachten zwingen. Ich erinnere hier z. B. an die Plünderungen der Engländer und Franzosen im Sommerpalast von Peking, in Abessinien, in Anam, an das Hinmorden der Verwundeten und Gefangenen, an das Abschlachten der Wehrlosen, der Frauen und Kinder, wie es immer wieder bis in die letzten Tage aus den Kriegen der Europäer mit den Asiaten und Afrikanern gemeldet wird. Daß solche Zuwiderhandlungen gegen die offenbarsten Gesetze der Humanität und des Christentums die ganze Disciplin zerrütten und den ganzen Geist der Armee auf ein tieferes Niveau herabbringen, ist wohl jedem Einsichtigen selbstverständlich. Noch nie haben Soldaten, welche in dem Kriege ein Geschäft und in den Grausamkeiten desselben eine Befriedigung ihrer Wollust sahen, Kriegern gegenüber stand gehalten, die das blutige Werk mit völligstem Ernst und mit dem Bewußtsein der großen Verantwortlichkeit von Männern ausübten, denen Leben und Tod ihrer Mitmenschen in die Hände gelegt ist.

Beides aber, sowohl die Verschlechterung der civilen Ver-

waltung, wie die Lockerung der militärischen Disciplin in der Armee, hat aber offenbar seinen Grund nicht sowohl in dem Kolonialwesen selbst, denn ein wirklich gewissenhafter Mann wird gerade darin seine Vollkommenheit sehen, daß er überall, auch ohne durch Verhältnisse und Rücksichten gezwungen zu sein, seine Pflicht als vor dem Angesichte Gottes thut, als vielmehr darin, daß der Indogermane so leicht geneigt ist, seine farbigen Mitmenschen über die Achsel anzusehen, sie wie eine niedrigere Kaste zu betrachten, als ob nicht auch sie einer wirklich gerechten und gründlichen Verwaltung und Regierung, nicht einer wirklich humanen Behandlung auch im Kriege und als Gegner würdig wären, als ob man denen, welche sich selbst völlig zu beherrschen und zu verteidigen nicht imstande sind, nicht schon um Gottes willen völliges Recht und völlige Achtung schulde.

Es ist eine gewaltige Menge Unrecht, welches die Spanier, die Portugiesen, die Holländer, die Engländer durch ihre egoistische und nachlässige Verwaltung und Behandlung der in ihren Kolonialgebieten wohnenden eingeborenen Völker aufgesammelt haben, und das sich, wie wir es vor Augen sehen, an den Mutterländern aufs bitterste gerächt hat. Indem sie in ihrer kolonialen Politik wesentlich nur den eigenen Vorteil im Auge hatten und nur zum geringsten Teil auch dem schwächeren sein Recht zukommen ließen, ist die moralische Kraft der Staaten selbst krank geworden. Mit der moralischen Kraft sinkt ja aber auch regelmäßig die physische, bei den Einzelnen wie bei den Völkern. Wenn wir ansehen, was heutzutage aus England geworden ist, können wir leicht das vorhin erwähnte Wort des Herrn in die Sprache der Tagespolitik übersetzen und sagen: Was hilft es den Engländern, daß sich hunderte von Millionen dem Scepter ihrer Königin beugen, wenn dabei die Verhält-

nisse im Mutterlande bis ins Mark hinein wurmstichig und die militärische Macht den übrigen Völkern zum Gespött geworden ist?

Ich betone es nochmals, diese Gefahren und Folgen sind nicht mit der Entwicklung einer kolonialen Macht an sich verbunden. Es ist allerdings, wie wir wissen, für einen Reichen überall schwer, sehr schwer ins Himmelreich zu kommen, aber durch Gottes Beistand sind alle Dinge möglich. Und wem Gott einmal Macht und Reichtum in den Schoß geworfen, der muß es eben versuchen, auch im Besitz solcher Güter sich als Christ zu beweisen. So geht es denn auch unserm deutschen Vaterlande. Wir sind nun einmal durch Gottes Gnade im Besitz von einem solchen Überschuß an Bevölkerung, an Intelligenz, an Kapital, an physischer Kraft, daß Macedonien für uns zu klein geworden ist und ein neues Königreich gesucht werden muß. Es wäre geradezu Sünde, wenn wir unser Pfund vergraben, wenn wir uns nicht ausbreiten, sondern vielmehr die eigene Volkskraft im allzuengen Raume ersticken wollten. So muß denn der Weg in Gottes Namen unternommen werden, sicherlich wird sich eine Weise finden, durch den Geist Christi geleitet, die Klippen zu vermeiden, an denen die übrigen leider gescheitert sind. Und wie es möglich geworden ist, daß ein Christ selbst im Kriege sich als Christ beweisen kann, so muß es doch auch möglich sein, so kolonisieren zu können, daß dabei die eigene Seele, die eigene Volkskraft doch nicht Schaden erleidet, daß vielmehr die Gerechtigkeit und Treue, die wir auch dem wildesten Barbaren im Kriege wie im Frieden erweisen, unser ganzes eigenes Volkswesen von neuem grünen läßt, wie eine Ceder Gottes.

Die Möglichkeit dazu ist sicher vorhanden, das wird niemand leugnen können, der auch nur einen Blick auf die Ent-

wicklung der Politik unseres Reiches seit dem Jahre 1871 wirft. Gott ist nicht genug dafür zu danken, daß er die Lenker unseres Staates bis jetzt davor bewahrt hat, von der großen Macht, die unserm deutschen Reiche nach langen Tagen schweren Kreuzes zugefallen ist, nur einen egoistischen Gebrauch zu machen. Wir freuen uns dessen, und darin ist wohl unser ganzes Volk einig, daß infolge dessen Deutschlands Macht mitten im Frieden, ja man kann wohl sagen, durch den Frieden so zusehends gewachsen ist; wie es hier in Europa so schön gelungen ist, die Gegner nicht nur mit der Schärfe des Schwertes zu überwinden, sondern auch, zum Teil wenigstens, zu versöhnen; ja selbst Frankreich sehen wir allmählich zu den Leitern unseres Volkes Vertrauen gewinnen und sich ihnen nähern.

In gleichem Geiste sind ja auch bisher die Verhandlungen mit den überseeischen, mehr barbarischen Völkern geführt. Es ist wohl kein Zweifel, daß China und Japan sowohl wie die Türkei Deutschland mit andern Augen ansehen, als die übrigen europäischen Staaten, daß sie seine Macht willig anerkennen, ohne viel Schlimmes davon zu befürchten. Denn auch da, wo die Verhältnisse eine Entfaltung militärischer Kraft geboten erscheinen ließen, wie die Angelegenheiten mit den Samoainseln, mit Nicaragua und mit der Türkei wegen Thessalonich, hat die selbstbewußte Macht unseres Volkes sich in weisen Schranken zu halten gewußt und sich daran genügen lassen, daß gerade eben dasjenige Gute erreicht worden ist, das erreicht werden sollte, so daß niemand sagen kann, er sei durch Deutschlands Kraft mutwilliger oder ungerechter Weise unterdrückt. Allerdings ist es etwas anderes, ab und zu hier- oder dorthin eine einmalige Expedition zu entsenden, die zurückkehrt, wenn sie ihren Zweck erreicht hat, etwas anderes, dauernd in Verhandlung mit den halbcivilisierten Völkern zu bleiben, welche die nächste

Nachbarschaft der neu besetzten Gebiete in Südwestafrika und an der Sklavenküste bilden. Jedenfalls wissen wir, was im Auge zu behalten ist (These 2): Koloniale Unternehmungen werden unserm deutschen Reiche nur dann dauernden Segen bringen, wenn auch dem wildesten und ungebildetsten Volke gegenüber dieselben christlichen Principien der Gerechtigkeit und Treue aufrecht erhalten bleiben, welche unser Vaterland bis jetzt unter den übrigen Völkern so groß gemacht haben.

Es wird also bei jeder Gelegenheit zu betonen und die öffentliche Meinung immer wieder darüber aufzuklären sein, daß man bei den Unternehmungen nach den überseeischen Ländern und speciell dorthin, wo wir die Ureinwohner auf einer tiefen Stufe stehend finden, sich nicht nur in selbstsüchtiger Weise auf die Ausbeutung des fremden Landes und seiner Eingebornen zu richten hat, sondern daß wir daran zu denken haben, daß auch jene Menschen sind, und daß der Stärkere, Reichere, Gebildetere auch jenen gegenüber die ihm von Gott auferlegten Christenpflichten nicht zu vergessen hat.

So liegt die Möglichkeit ganz wohl vor, daß durch eine richtige, von christlichem Geiste beseelte Kolonialpolitik den barbarischen Völkern, in deren Heimstätten der deutsche Ansiedler eindringt, nicht nur nicht ein Unrecht zugefügt, sondern vielmehr eine Wohlthat erwiesen wird. Auch werden erst dann die kolonialen Unternehmungen sich fest begründen lassen und von allem schwindelhaften Gründungswesen frei bleiben, daß wirklicher Segen daraus auch auf unser Land und Volk zurückfließen kann. Ja ich möchte meiner Meinung nach behaupten, daß wir in Deutschland bereits auf dem besten Wege sind, um uns für eine solche Thätigkeit, die uns und aller Welt zum Segen gereichen muß, thatsächlich einzuüben. Es ist ja das der hoffnungsreichste Zug in der Entwicklung der

Gegenwart unseres Volkes, daß alle Parteien darin möglichst einig sind, daß der kräftigere Teil der Nation verpflichtet ist, auch für den Ärmeren und Schwächeren zu sorgen; und dieses nicht bloß auf dem Wege einseitiger Wohlthätigkeit und Armenpflege, sondern ganz besonders dadurch, daß Institutionen geschaffen werden, unter deren segensreichem Schutze es dem Schwachen möglich gemacht wird, in sich selbst zu erstarken und sich zur Eigenhilfe zu kräftigen. Allerdings gehen ja noch die Meinungen der Parteien darüber weit auseinander, wie dieses ausgeführt werden kann, ohne gegen den Reicheren und Mächtigeren ungerecht zu werden, ohne den Ärmeren und Schwächeren in seiner Freiheit zu beschränken, welche doch das höchste Gut ist, das uns Gott gegeben hat. Aber es zeigt sich doch, daß bei einigem guten Willen allerseits manches und vieles erreicht werden kann. Jedenfalls ist schon das eine schöne Errungenschaft, daß über die Ziele selbst alle übereinstimmen, und daß, nachdem des Kaisers Majestät in offener Botschaft sich freimütigst dafür ausgesprochen, der Gesichtskreis einer gesunden christlichen Socialpolitik überall sich erweitert hat. Gott gebe, daß niemand meinen möge, diese Gesichtspunkte hätten nur innerhalb der Grenzen unseres Volkes principielle Geltung, und den „Barbaren" gegenüber sei es nicht nötig, die volle Gerechtigkeit zu erfüllen, sondern daß auch den Afrikanern gegenüber, Deutschlands Politik und Handelsweise von christlichem Geiste göttlichen Zielen zugelenkt bleibe.

Nur einen hierher gehörigen Punkt möchte ich auch an dieser Stelle nicht unberührt lassen. Jedermann weiß, was der Alkohol und die ihn begleitenden Fuselgifte für verheerende Wirungen an unserm relativ kraftvollen Volke ausübt, und wie noch viel schrecklicher die Verwüstungen sind, welche er unter den sogenannten Naturvölkern anrichtet. Viele Leute in Europa

halten nun die afrikanischen Eingeborenen in besonderer Weise wie von Natur dem Trunke zugeneigt, und es ist mir oft genug vorgekommen, daß man gemeint hat, dem Neger gegenüber sei die Rumflasche das beste Mittel, die Verhandlungen in den Gang zu bringen. Gewiß ist der eingeborene Afrikaner, welcher nicht den sittlichen Halt an einem geregelten christlichen Volks- und Familienleben besitzt, ein noch schlimmerer Sklave des Trunkes als irgend ein Deutscher, wenn er sich demselben einmal ergeben hat. Aber so lange er noch nüchtern und seine Willenskraft noch nicht durch den Fusel gebrochen ist, hat auch er natürlichen Menschenverstand genug um einsehen zu können, welchen Schaden der Trunkenbold sich selbst zufügt, und er hat, soviel ich erfahren, von sich selbst aus keine allzugroße Neigung, ein Trunkenbold zu werden. So wird es Sie vielleicht überraschen zu hören, daß es in Damaraland und in einem sehr großen Teile von Gr. Namaqaland jedenfalls in der ganzen Zeit, die ich dort als Missionar zugebracht, und höchst wahrscheinlich bis auf diesen Tag möglich gewesen ist, den Vertrieb von Wein und Branntwein auf ein Minimum zu beschränken, und das will viel sagen in einem nach europäischen Begriffen anarchischen Lande. Und obwohl eine nicht geringe Anzahl gewissenloser und versoffener Händler, meist Irländer, sich auf jede Weise gegen das Verbot aufzulehnen suchte, gelang es doch dem Zusammenwirken der verständigeren europäischen Kaufleute, der eingeborenen Häuptlinge und der Missionare den Ausschank von Spirituosen fast völlig zu verhindern, und ich bezeuge es gerne, daß ich in den 7 Jahren, die ich in Damaraland gewesen, nur einen einzigen Eingeborenen betrunken gesehen habe, und das war in der Wallfischbai, wo derselbe von den dort befindlichen Engländern und Irländern betrunken gemacht worden war.

So kämpfen die Eingeborenen dort schon lange gegen den

Schnaps, und speciell in Bethanien, zu dessen Gebiet Angra Pequena, wie Sie wissen, gehörte, bestehen seit vielen Jahren Bestimmungen, welche den Verkauf von Spirituosen einfach mit Strafe belegen. Und wenn diese Bestimmungen einzelnen gewaltsam auftretenden und mit der Schußwaffe drohenden Europäern gegenüber auch nicht immer strikte eingehalten worden sind, so hat dennoch mancher Händler, welcher die Vornehmen dadurch für sich einzunehmen suchte, daß er ihnen etliche Flaschen Brandy zum Geschenk gab, hinterher doch die Strafe zahlen müssen, nachdem die Hottentotten sich vorher gratis Courage getrunken hatten. Mehr wie einmal ist die englische Regierung am Kap durch Petitionen der Häuptlinge in Damaraland gebeten worden, die Verschiffung von Spirituosen nach Damaraland zu verhindern. Es wäre sehr traurig, wenn die deutsche Kolonisation zur Folge hätte, daß unter dem Schutze der deutschen Gesetze, beziehentlich mit Berufung auf die deutsche Gewerbefreiheit der Spiritus nach Damara- und Gr. Namaqualand wider den Willen der nächst Beteiligten eingeführt werden würde.

Ich freue mich, hier ausdrücklich konstatieren zu können, daß die Firma Lüderitz in vorliegender Frage bis jetzt durchaus mit uns Missionaren übereinstimmt, und wie könnte auch ein verständiger Kaufmann anders spekulieren. Denn doch wohl nur dann, wenn die Kunden wohlhabend sind und in geordneten Verhältnissen leben, ist ein dauerndes gutes Geschäft denkbar; dem Trunke ergebene Leute sind nur für den Schwindler und Wucherer angenehme Beute, welcher nur einmal an ihnen verdienen will. Ebenso freue ich mich, daß, wie Sie alle wissen, die öffentliche Meinung in unserm Vaterlande Gott sei Dank, auch der Trunksucht selbst gegenüber wie gegenüber denen, welche aus der Beförderung der Trunksucht schmutzigsten Vorteil suchen, immer mehr Stellung zu nehmen beginnt. Aber

wir wissen auch, wie schwierig es unter den vorläufig noch obwaltenden Umständen ist, etwas weiteres gegen die Vergiftung unverständiger Menschen durch den Alkohol und die Fuselöle durchzusetzen. Jedenfalls aber ist es sehr wichtig, auch hierüber völlig klar zu sehen und für das klar erkannte auch freimütig einzustehen. Ein gutes Wort findet immer eine gute Statt. Und ich denke wir alle wollen uns dafür bemühen, daß nicht bloß in Deutschland immer mehr der Trunksucht wie der Verleitung dazu gesteuert würde, sondern daß dieselbe auch von den kolonialen Gebieten des Reiches möglichst fern gehalten würde, damit nicht Deutschland auch dem Fluche verfallen möchte, welchen die Opiumpolitik in Indien und China über England gebracht hat.

Und nun, meine Herren, noch ein drittes Wort. Wir, die wir hier zur Pastoralkonferenz versammelt sind, stehen der kolonialen Frage nicht bloß als Deutsche, nicht bloß als Leute, welche von humanen Ideen und Gefühlen erfüllt sind, wir stehen ihr auch als Christen gegenüber, als gläubige Christen, die wir wissen, daß allen Menschen zum Heile der Christus erschienen ist, daß alle, auch die Hottentotten und Kaffern, zur gleichen Seligkeit berufen sind. Wir kennen sehr wohl unsere Missionspflicht. Aber ich möchte mir auch hierüber einige Worte erlauben.

Es ist kein Zweifel, daß Deutschland in der Erstarkung des Missionssinnes und in der Erfüllung der Missionspflicht, so groß auch die Fortschritte hierzu gewesen sind, bis jetzt noch immer weit hinter Nordamerika und England zurückgeblieben sind. Mancherlei Gründe könnten ja hiefür angeführt werden. Vor allem dürfte allerdings nicht zu vergessen sein, daß uns Deutschen allerdings die Mission unter den halb- und gar nicht civilisierten Nationen der fremden Erdteile als etwas eigentlich Fernabliegendes erscheinen mochte, während speciell in England

durch die vielen Beamten, Offiziere und Kaufleute, welche in Asien und Afrika beides, das Elend des Heidentums und die Arbeit der Missionare, mit eigenen Augen kennen gelernt haben, dem Missionsinteresse vielfache Förderung zukommt. Viele sahen es auch als ihre Bürgerpflicht an, privatim für die Christianisierung der kolonialen Gebiete mitzuarbeiten und mitzusteuern, je mehr es sie mit Schmerz erfüllen mußte zuzusehen, wie die officielle Regierung durch die Opiumpolitik, wie durch so manche dem Götzendienst und der Priesterschaft in Indien schmeichelnde Maßnahmen, ihrer Christenpflicht zuwider handelte. Auch schämt sich der englische Missionsfreund gar nicht, den Nationalökonomen seines Landes vorzurechnen, wie das für die Mission unter die Heiden hinausgesandte Geld durchaus nicht so unproduktiv sei, als manche Spötter es meinen. Wenn die Arbeit eines Missionars, so kalkuliert er ihnen vor, neben anderem auch dieses thatsächlich zur Folge hat, daß 1000 und mehr Leute, welche bis dahin nackt gingen und überhaupt nur wenig zu ihrem Leben brauchten, nunmehr anfangen europäische resp. englische Kleider zu tragen, europäische resp englische Werkzeuge zu gebrauchen u. s. w., so ist der dem englischen Arbeiter, Fabrikanten, Spediteur und Kaufmann hierfür zufallende Gewinn ohne Zweifel weit größer, als das dem Missionar bewilligte Gehalt, und es stellt sich auch hiebei heraus, daß Gott sich nichts schenken läßt, und daß er jedenfalls das ihm geliehene Gut weit sicherer und höher verzinst, als sonst irgend ein industrielles Unternehmen dieser Welt es mit sich bringt.

Nun, in Deutschland pflegen die wenigsten so zu rechnen, obwohl niemand das Thatsächliche dieser Spekulation leugnen kann. Es sind bei uns, wie wir wissen, noch meist nur kleine und obendrein mit Glücksgütern weniger gesegnete Kreise, welche

für die Mission beisteuern, und im Durchschnitt gerechnet sind es ja nur 7—8 Pfennige, welche von den Evangelischen in Deutschland pro Kopf jährlich für Missionszwecke aufgebracht werden. Freilich meint man ja, daß die Leute in Deutschland nicht so reich seien, wie in England, doch ist es z. B. kaum ½ % der Summe, welche für Spirituosen, Wein und Bier ausgegeben werden, was für die Mission geopfert wird. Also ganz allein an der Armut liegt es nicht.

Aber das ist ja gewiß. Die Missionsgebiete lagen uns ferne, es verband uns mit denselben fast nur das Missionsinteresse; scheint es doch so, als ob diejenigen, welche die ersten Angriffspunkte der deutschen Mission zu bestimmen hatten, wie absichtlich die abgelegensten Winkel der Welt ausgesucht haben. Daher kam auch wenig über die Arbeit der Mission durch unparteiische Zeugen in die große Öffentlichkeit, und viele namentlich der Gebildeten unseres Volkes trauten der Mission auch gar nicht recht, zumal bei den fortwährenden Angriffen eines Teiles unserer Presse gegen die Mission. Es schien, als ob die Mission nur dazu da sei, Zielscheibe für allerlei mehr oder minder gute und schlechte Witze geistreicher „Reisenden" zu sein. Nun ist das alles wie mit einem Schlage anders geworden. Gegenden, die den meisten Deutschen noch vor einem Jahre völlig unbekannt waren, sind nun wie in die nächste Nähe gerückt. Angra Pequena, Walfischbai, die Hottentotten und Damara sind in aller Munde. Die Arbeit der Missionare wird überall besprochen, und selbst das Berliner Tageblatt beeilt sich in seinem Feuilleton einen Reisebericht zu bringen, in welchem der Schreiber wenigstens von denjenigen Missionaren, welche er persönlich kennen gelernt, mit großer Hochachtung spricht. Und da sollen wir Missionsfreunde nicht einen neuen Impuls zu erneuter Mitarbeit empfangen?

Es ist eine wunderbare Fügung Gottes, daß die deutsche Mission, speciell die uns zunächst liegenden norddeutschen Missionsgesellschaften, ihr Hauptgebiet in Afrika haben, als hätten sich die Norddeutschen gerade darum an Zucht und Ordnung, an Reinlichkeit und Fleiß, an Wahrheitsliebe und Treue gewöhnt, um nun auch die zerfahrenen, leichtsinnigen, schmutzigen, faulen, verlogenen Afrikaner erziehen zu können. Die Berliner, die Hermannsburger, die rheinische, die Bremer Mission haben ihre Hauptgebiete in Afrika. Die Baseler und die Brüdergemeinde, welche freilich die große Masse ihrer Sendboten in anderen Erdteilen arbeiten lassen, haben doch wenigstens eine nicht unbeträchtliche Zahl auch in Afrika. Es sind im ganzen etwa 200 deutsche Missionare, welche in Afrika arbeiten, und ein jeder, welcher sich die Mühe nehmen wollte, etwa in Grundemanns kleinem Missionsatlas die deutschen Missionsstationen in Afrika nachzusuchen, würde sich wundern, wie sehr sich dieselben gerade dort zusammendrängen, wohin die ersten kolonisatorischen Unternehmungen unseres Reiches gerichtet sind, auf Südafrika und den östlichen Teil von Oberguinea. So kann es ja nunmehr nicht an Gelegenheit fehlen, über die Mission und speciell über die Arbeiten der deutschen Missionare zu sprechen. Wir müssen ja erwarten, daß nun selbst in den Volksschulen diesen Gegenden viel mehr Beachtung geschenkt werden wird wie vorher, und wenn die Lehrer der heranwachsenden Generation etwa von den Hottentotten, den Herero, den Negern erzählen, so ist es ja nicht mehr möglich, daß die Mission fernerhin an so vielen Orten mit Stillschweigen übergangen werden kann, wie es leider bis jetzt der Fall gewesen ist.

Auch sonst sind uns ja diese Länder um vieles näher gerückt, seitdem sie für deutsche Kolonieen erklärt sind, was sich auch schon äußerlich am Briefporto zeigt, während früher der

einfache Brief nach Gr. Namaqualand 60 Pfennig kostete, geht jetzt durch die Zeitungen die Notiz, daß Angra Pequena als zum Weltpostverein gehörig gerechnet werden und der Brief dorthin nunmehr nur mit 20 Pfennigen frankiert werden soll. Wie man hört, steht der Anschluß dieser südafrikanischen Häfen an eine Hamburger Dampferlinie nahe bevor, welche den direkten Verkehr dorthin erlaubt, während man früher über England und die Kapkolonie nach den Gebieten der rheinischen Mission in Südwestafrika reisen mußte. Damit wird der Weg dorthin nicht nur um ein bedeutendes verkürzt, sondern auch um vieles billiger gemacht. Wenn nun also Gott durch seine wunderbare Fügung uns einen so großen Teil der deutschen Missionsgebiete um so viel näher vor unsere Thüre bringt, da sollten wir nicht freudigst von neuem die Hand ans Werk legen? Nein, von nun an muß es doppelt die Aufgabe aller Missionsfreunde in Deutschland sein, möglichst energisch für die Förderung der Missionsarbeit mit Wort und Werk einzutreten. So habe ich denn wohl nicht mit Unrecht in meiner dritten These behauptet: Die Bestrebungen Deutschlands, unter wilden und heidnischen Nationen Kolonieen zu gründen, sind für alle gläubigen Christen in unsrem Vaterlande eine neue Anregung, ihre Missionspflicht treu zu erfüllen.

Meine Herren! Es sind noch nicht 14 Jahre her, daß unsere preußische Landeskirche angefangen hat, in ihrem sonntäglichen Kirchengebet den himmlischen Vater zu bitten, er möge helfen, daß alle christliche Obrigkeit mit dem Kaiser unserm Könige und allen Regierenden im Reiche unter seinem Segen trachten möge, sein himmlisches Reich auf Erden bauen zu helfen, damit seines Namens Herrlichkeit gepriesen werde. Ich möchte meinen, nach allem, was wir jetzt über das Thema Angra Pequena und die Heidenmission verhandelt, ist, als ob es wirklich

schon zu merken wäre, daß Gottes Finger die Entwicklung unseres Reiches so führt, daß die politische Macht, ohne irgendwie die ihr eigenen Grenzen zu überschreiten, einzig und allein durch das treue Verfolgen ihrer pflichtmäßigen Ziele am Baue des Reiches Gottes auf der ganzen Erde mitzuarbeiten anfängt.

Durch eine rein politische Entwicklung, welche freilich vor 14 Jahren kaum jemand für möglich gehalten hätte, sehen wir die stille, von den wenigsten beachtete Arbeit der Mission in einer fernen Ecke der Welt auf einmal vor aller Augen gebracht und in ein neues günstigstes Licht gesetzt; wir sehen unsere Staatsmänner bereits wirklich vor die Aufgabe gestellt, nach denselben christlichen Grundsätzen, welche für unser Volk sich als die segensreichsten bewährt haben, nun auch um das Wohl und Wehe fremder Heiden sorgen zu müssen; wir sehen, wie den gläubigen Missionsfreunden die Heiden um so viel näher gerückt und die Wege zu denselben so sehr verkürzt worden sind. Wen sollte da nicht heiliger Schauer ergreifen, wenn wir fühlen, daß die Hand des Herrn uns so nahe ist. So wird er uns auch erhören, wenn wir ihn um seines Sohnes willen bitten, daß er uns seines heiligen Geistes Kraft gebe, die Gelegenheit so auszunutzen, wie sie es verdient.

Band VII. 1: **Einfluß des Christentums auf Krieg und Kriegführung.** Von Divisionspfarrer **G. Fingado** in Rastatt. (60 Pf.) — 2: **Vittoria Colonna, die Freundin Michel Angelos.** Von Prof. **A. Hauck** in Erlangen. (80 Pf.) — 3/4: **Großes und Kleines in Raum und Zeit.** Von Professor Dr. **Fr. Pfaff** in Erlangen. (1 M.) — 5: **Das Christentum und das Geld.** Von Dr. theol. **G. Uhlhorn**, Abt zu Loccum. (80 Pf.) — 6: **Anwendung der Elektricität auf Beleuchtung.** Von Prof. Dr. **P. v. Zech** in Stuttgart. (60 Pf.) — 7: **Der Himmel des Naturforschers und der Himmel des Christen.** Von Prof. Dr. **O. Zöckler** in Greifswald. (60 Pf.) — 8: **Zur Charakteristik des deutschen Volksliedes der Gegenwart.** Von Lic. Dr. **Friedr. Zimmer** in Bonn. (60 Pf.) — 9: **Der Fall Bontoux und der jüngste internationale Börsenkrach.** Von Dr. **Fr. Perrot**, Mitglied des Reichstags. (80 Pf.) — 10: **Ueber Blutmangel.** Von Prof. Dr. **F. A. Kehrer** in Heidelberg. (60 Pf.)

Band VIII. 1: **Materialismus und Monismus.** Aus der philosophischen Bewegung der Gegenwart. Von Prof. Dr. **J. Bergmann** in Marburg. (80 Pf.) — 2: **Ueber das Wunder, vom naturwissenschaftlichem Standpunkt aus.** Von Dozent **U. Stutz** in Zürich. (60 Pf.) — 3: **Entstehung und Bedeutung der Brüdergemeine.** Von Diakonus **Friedr. v. Schweinitz** in Neusalz a/O. (60 Pf.) — 4: **Der Graf von Zinzendorf,** ein kirchliches Charakterbild. Von Stifts- und Ortspfarrer **W. Zwick** in Ilfeld. (80 Pf.) — 5: **Falconet und das Denkmal Peter des Großen.** Von Konsistorialrat **H. Dalton** in St. Petersburg. (80 Pf.) — 6: **Aus der Geschichte unseres Kalenders.** Von Pfarrer **Gustav Braun** in Uffenheim. (80 Pf.) — 7/8: **Der Prophet Ezechiel.** Geschildert von Lic. Dr. **C. H. Cornill**, Privatdozent der Theologie an der Universität Marburg. (1 M.) — 9: **Annette von Droste-Hülshoff.** Ein Lebens- und Litteraturbild von Dr. **Robert Koenig** in Leipzig. (80 Pf.) — 10: **Die Kulturzustände der Restaurationsepoche in England.** Von Dr. **Gottfr. Kinkel** jr. in Zürich. (80 Pf.)

Band IX. 1: **Die naturwissenschaftliche Schöpfungsgeschichte im Vergleich mit der biblischen.** Von Dozent **U. Stutz** in Zürich. (60 Pf.) — 2: **Die Wohnungsverhältnisse in den größeren Städten.** Von Sekretär **P. Chr. Hansen** in Kiel. (60 Pf.) — 3: **Ueber den Unsterblichkeitsglauben.** Von Professor Dr. **C. Schaarschmidt** in Bonn. (60 Pf.) — 4/5: **Das Verbrechertum.** I. Ursachen, Zunahme und Bekämpfung. II. Die Vagabundenfrage. III. Die Deportationsfrage. Anhang. Von Landgerichtsrat a. D. **Karl Fulda** in Kassel. (1 M. 20 Pf.) — 6: **Die Religion der alten Aegypter.** Von Lic. theol. **L. Krummel** in Sandhausen. (60 Pf.) — 7: **Die ersten Märtyrer des evangelischen Glaubens in der Schweiz.** Von Prof. **Rud. Staehelin** in Basel. (60 Pf.) — 8/9: **Die Königl. landwirtschaftl. Gesellschaft von England (Royal Agricultural Society of England) und ihr Werk.** Von Ingenieur **Max Eyth** in Bonn. (1 M.) — 10: **Die revidierte Lutherbibel.** Von Prof. Dr. **P. Kleinert** in Berlin. (80 Pf.)

Band X. 1: **Die Gegensätze unserer Zeit.** Von Prof. **R. Sohm** in Straßburg i. E. (80 Pf.) — 2/3: **Peter Paul Rubens als Gelehrter, Diplomat, Künstler und Mensch.** Ein Charakterbild von Dr. phil. **Friedr. Frhrn. Goeler von Ravensburg** in Berlin. (1 M. 20 Pf.) — 4: **Das jetzige Klassenturnen und die Bewegungsspiele.** Von Turnlehrer **H. Wortmann** in Leipzig. (60 Pf.) — 5: **Ein Jahr aus Luthers Leben** (1525). Von Prof. Dr. **Robert Kübel** in Tübingen. (80 Pf.) — 6/7: **Irland und Sicilien.** Vortrag, gehalten zum Besten des Pädagogiums zu Godesberg. Von Prof. Dr. **A. von Lasaulx** in Bonn. (1 M.) — 8: **Was ist religiöse Schwärmerei?** Von Lic. theol. **A. Schlatter** in Bern. (60 Pf.) — 9/10: **Parzival und Parsifal.** Von Prof Dr. **H. F. Müller** in Braunschweig. (1 M.)

Band XI. 1: **Kolonieen als Bedürfnis unserer nationalen Entwickelung.** Von Dr. **Timotheus Fabri** in Düsseldorf. (40 Pf.) — 2/3: **Ein parlamentarisches Votum über das Aktienwesen.** Von Dr. **Fr. Perrot**, Mitglied des Reichstags. (1 M. 60 Pf.) — 4: **Das geistliche Schauspiel von den zehn Jungfrauen.** Von Pfarrer **G. Bossert** in Bächlingen. (80 Pf.) — 5/6: **Dr. M. Luthers Ansichten über Ehe, Haus, Erziehung und Unterricht.** Von Pfarrer **G. F. Fuchs** in Beerfelden. (1 M.) — 7: **Die deutsche Druckschrift und ihr Verhältnis zum Kunststil alter und neuer Zeit.** Von Prof. **Reinhold Bechstein** in Rostock. (60 Pf.) — 8: **Alte und neue deutsche Renaissance an und in unserer Wohnung.** Von Oberlandesgerichtsrat **Theodor von Huber-Liebenau** in München. (80 Pf.) — 9: **Das Armenwesen in Baden.** Von Dekan **H. Schmitthenner** in Kirchheim. (60 Pf.) — 10: **Johanna Fichte.** Ein Lebensbild. Von Professor Dr. **Arthur Richter** in Halle. (80 Pf.)

Band XII. 1: **Die Grenzen der Sichtbarkeit.** Von Prof. Dr. **Friedr. Pfaff** in Erlangen. (80 Pf.) — 2: **Norwegen.** Ein geographisches Charakterbild. Von Prof. Dr. **Theobald Fischer** in Marburg. (80 Pf.) — 3: **Deutsches Städteleben am Schluß des Mittelalters.** Von Dozent Dr. **K. Lamprecht** in Bonn. (80 Pf.) — 4/5: **Wie das Siebengebirge entstand.** Von Prof. Dr. **A. v. Lasaulx** in Bonn. (1 M.) — 6: **Das Differenzgeschäft.** Von Richter Dr. **D. Lahusen** in Bremen. (60 Pf.) — 7/9: **Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena.** Eine Uebersicht der Kulturarbeit deutscher Missionare und der seitherigen Entwicklung des deutschen Handels in Südwestafrika. Von **C. G. Büttner**, früherem Missionar in Damaraland. (2 M.) — 10: **Ueber den Deutschen Orden und seine Berufung nach Preußen.** Von Dr. **Adolf Koch** in Heidelberg. (60 Pf.)

Band XIII. 1: **Die Bedeutung der Philosophie für die Erfahrungswissenschaften.** Von Privatdozent Dr. **J. Kreyenbühl** in Zürich. (60 Pf.) — 2/3: **Die Darstellung des Schmerzes in der Plastik.** Von Professor Dr. **Gust. Portig** in Hamburg. (1 M. 60 Pf.) — 4/5: **Die Provinz Rio Grande do Sul, Brasilien** und die deutsche Auswanderung dahin. Von Dr. **Wilhelm Breitenbach** in Göttingen. (1 M.) — 6/7: **Die Probebibel.** Beleuchtet von Lic. theol. **L. Krummel** in Sandhausen. (1 M.) — 8: **Kolonialpolitik und Christentum** betrachtet mit Hinblick auf die deutschen Unternehmungen in Südwestafrika. Von **C. G. Büttner**, früherem Missionar in Damaraland. (80 Pf.)

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg sind soeben neu erschienen:

Agrippa d'Aubigné.

Eine Hugenottengestalt.

Von

Arnold von Salis.

Mit einem Bildnis. 8°. brosch. 2 M. 40 Pf., eleg. geb. 3 M. 50 Pf.

Diese kurze Biographie des Mannes von echtem Schrot und Korn, wie ihn Baum nennt, auf selbständigen Studien beruhend, wofür die Belege in äußerst interessanten Anmerkungen beigefügt sind, eignet sich besonders auch als Festgeschenk für alle, die sich gern an der Biographie eines edlen Mannes erfreuen.

Aus Carmen Sylva's Leben.

Von

Natalie Freiin von Stackelberg.

Zweite Auflage. Mit zwei Bildnissen und einem Facsimile.

gr. 8°. brosch. 6 M., eleg. geb. m. Goldschn. 7 M. 50 Pf.

Wer Carmen Sylva's Dichtungen kennen und schätzen gelernt hat, wünscht auch Näheres über ihr Leben und ihren Entwickelungsgang zu erfahren. Hier findet sich mannigfachen ungenauen Nachrichten gegenüber, Authentisches über die Königliche Dichterin. Beigegeben sind ein Bildnis aus der Jugendzeit und ein zweites die „Königin" darstellend, sowie ein Facsimile des Gedichts: „Meine drei Freunde". Das Buch eignet sich vorzüglich als Festgeschenk!

Ums Nordcap.

Eine Sommerfahrt von O. v. Stockhorner.

Mit 3 Ansichten in Lichtdruck. 8°. brosch. 2 M.

☞ Das Büchlein ist aus Briefen entstanden, die der Verfasser während seiner Reise schrieb, und giebt daher unmittelbar seine Eindrücke wieder. Dasselbe eignet sich als Festgeschenk wie auch als Vorbereitung zu einer Reise nach Norwegen und giebt mancherlei nützliche Winke für dieselbe.

Lieder und Balladen.

Von

Heinrich Vierordt.

Zweite Auflage. 16°. brosch. 4 M., eleg. geb. m. Goldschn. 5 M.

Zu den liebenswürdigsten und zugleich mannhaftesten Dichtern der neuesten Zeit gehört unstreitig Heinrich Vierordt. Man weiß nicht, was man an seinen Dichtungen mehr anerkennen soll, die sichere Handhabung der Form oder den sittlich reinen, markigen und kräftigen Gehalt seiner Dichtung. ... Die „Lieder und Balladen" bieten wahre Perlen epischer Poesie, die uns namentlich auch für die heranwachsende Jugend unserer Lehranstalten wie geschaffen erscheinen. Einem begabten Knaben, einem strebsamen deutschen Jüngling könnte man, wenn es unter den neuesten Produkten episch-lyrischer Gattung zu wählen gilt, kaum etwas Passenderes in die Hand geben als Vierordts „Lieder und Balladen" rc. (**Staatsanzeiger für Württemberg.**)

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.